

# Das Werk

---



Im Schwimmdock.

Radierung von H. Kupferschmid.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

---

XV. Jahrg.

Düsseldorf



Januar 1935

Heft 1



# Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“  
XV. Jahrg. Düsseldorf, Januar 1935 Heft I

## Ruf in die Zeit.

Jedes Geschlecht und Zeitalter, jede Persönlichkeit, jedes Volk und jeder Staat hat sein besonderes Ziel und steht dabei doch in gesetzmäßigem Entwicklungszusammenhang mit allen anderen. Im Wechsel wird nicht nur erworben; es wird auch verbraucht. Nur eines bleibt fest: das Fernziel, die göttliche Vollkommenheit, der alle zustreben müssen aus ihrer Besonderheit. Denn das Göttliche, der ewige Lebensgrund, ist der Gehalt und Antrieb in allem Leben und Geschehen. Aber in einen begrenzten Begriff und eine Formel läßt es sich nicht fassen: es ist allmächtig, allgegenwärtig und allseitig.

Ernst Kriek.



# Von der deutschen Staatsidee.

Von Ernst Krieck.

Das Juliheft 1934 brachte einen kurzen Auszug aus dem Werk „Die deutsche Staatsidee“ von Ernst Krieck. Mehrfachen, in der Zwischenzeit uns zugegangenen Anregungen entsprechend, lassen wir Krieck nachstehend nochmals zu Wort kommen. Während wir uns damals auf die gekürzte Wiedergabe des Vorwortes beschränkten, bringen wir diesmal eine Anzahl Ausschnitte aus dem Werk selbst, das, wie besonders betont sei, im Jahre 1916 entstanden ist. Die zweite, unveränderte (!) Auflage erfolgte im Jahre 1934. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Armanen-Verlages Leipzig.

Natürliche Entwicklung verläuft stets im Kreise; geschichtliche schreitet ständig fort von einem Ziel zum andern, von einer Gestalt zur neuen, von einer Daseinsform zu einer höheren. Sie geht vom Keim zur entfalteten Form, zu Blüte und Frucht und endet wieder im Keim; sie geht von den Eltern zu den Kindern und macht die Kinder wieder zu Eltern. Die geistige oder geschichtliche Entwicklung dagegen kennt kein solches Formenschema. Wohl sucht auch die Philosophie der Geschichte das ewige Gesetz und den stetigen Gehalt im Wechsel. Aber der letzte Zweck der geschichtlichen Betrachtung haftet an der besonderen Gestalt, an dem überwältigenden Formenreichtum, der aus dem ewigen Urquell herausdringt, am Individuum.

Auch der Entwicklungsbegriff ist zunächst auf dem Gebiete der Naturlehre ausgebildet und dann auf die Geschichte übertragen worden. Erst meinte man, die Entwicklung der Menschheit als ein einheitliches, einem festen Zielpunkt zustrebendes Ganzes erfassen zu dürfen. Dieses Fortschrittschema wurde dann abgestreift und der Gedanke der geschichtlichen Entwicklung vertieft und erweitert: man suchte das Organische, die inneren Zusammenhänge, das Fortschreiten in Gegensätzen beim Übertragen des Erwerbs von Geschlecht zu Geschlecht. Der Gedanke einer stetigen Steigerung und Mehrung mußte fallen mit dem Glauben an ein unbedingt festes Ziel: jedes Geschlecht und Zeitalter, jede Persönlichkeit, jedes Volk und jeder Staat hat sein besonderes Ziel und steht dabei doch in gesetzmäßigem Entwicklungszusammenhang mit allen andern. Im Wechsel wird nicht nur erworben: es wird auch verbraucht. Nur eines bleibt fest: das Fernziel, die göttliche Vollkommenheit, der alle zustreben müssen aus ihrer Besonderheit. Denn das Göttliche, der ewige Lebensgrund, ist der Gehalt und Antrieb in allem Leben und Geschehen. Aber in einen begrenzten Begriff und eine Formel läßt es sich nicht fassen: es ist allmächtig, allgegenwärtig und allseitig.

Im Staat wiederholt sich im großen, was sich in der Familie darstellte. Er ist, wenn schon in Naturbedingungen begründet, doch wesentlich geistiger Art; er ist in sich selbst organisiert und organisches Glied eines höheren Ganzen; er nimmt teil an dessen Entwicklung, und sofern diese Entwicklung betrachtet wird als eine bewußte und planmäßige Ausbildung der Glieder und Kräfte auf ein gemeinsames Ziel, hat er die Erziehung zur Hauptaufgabe. Durch ihn erziehen die Alten die Jungen, die Gesamtheit jedes Glied und jedes Glied die Gesamtheit. Der Erziehungsgedanke scheidet die geistige Entwicklung von der natürlichen; er macht das Wesen des geistigen Organismus aus.

Der Staat ist das Denkmal der geistigen und sittlichen Höhe der Völker; er ist das lenkende und organisatorische Prinzip der Geschichte.

Je fremder ein neuer, unter Zucht erwachsener Volkstyp seinen Nachbarn erscheint, je härter seine Struktur, desto mehr ruht auf ihm die Verheißung der Zukunft. Als erwarteter Messias ist noch kein Volk mit weltgeschichtlicher Mission aufgenommen worden; jedes mußte um seinen Bestand und die Zukunft seiner Idee einen

Kampf bestehen, der seine Lebenskraft bis auf die Wurzeln prüfte. Und jedes wuchs aus solchem Vernichtungskampf zur Höhe seiner Weltstellung empor. Die Not ist zwar ein harter, aber ein durchaus wirkungsvoller Zuchtmeister. Sie zeigt nicht nur das Gute am Menschen; sie zerreißt seinen Bildungsmantel und zeigt seine Blöße; sie wühlt allen Schlamm und Schleim aus den Urgründen der Seele herauf, damit sich der Mensch eine Lehre daran nehme und sich reinige.

Es liegt in der Art der Geschichte, daß Ideen verflachen, je mehr sie in die Breite wirken; daß Ströme im Lauf zum Meere ohne beständigen Zufluß versanden. So ist die weltgeschichtliche Mission der deutschen Idee nicht zu verstehen, daß sie zur Mumie werde und die Enkel mit ihren Reliquien in aller Welt hausieren gehen, wie die Franzosen mit den Schlagworten von 1789. Das eine Notwendige ist, daß der Deutsche sich die Brunnen der Tiefe offenhalte, oder daß er die verschütteten wiedereröffne; daß er lebe in der Idee, daß er nicht aufhöre mit der Selbsterziehung, mit der Darstellung seines Werkes an sich selbst und um seiner selbst willen. Was an der Vergangenheit wert ist, erhalten zu werden, muß kraft seiner Lebensfähigkeit Gegenwart sein, nicht erst von außen wieder herbeigeholt werden. Wer der Vergangenheit Hütten baut und einen Kult widmet, verzichtet auf die Zukunft; darum schreiben wir Geschichte, daß sie den Weg in die Zukunft weise.

Es kann ein Volk in seinem geschichtlichen Werdegang zur Nation erwachsen, ohne das Bedürfnis zu fühlen, sich über sein Dasein und seine Eigentümlichkeit Rechenschaft abzulegen. Es lebt vermöge eines in der Vergangenheit erworbenen, durch natürliche Umstände und geschichtliche Ereignisse bestimmten Charakters, der allen seinen Gliedern als gemeinsame und selbstverständliche Grundlage ihrer Bildung anezogen wird. Die Gleichheit der Lebensbedingungen, gleiche Nöte und Aufgaben, die in der Gesellschaft herrschende Denkweise, das Hervortreten bestimmter Ziele und Lebenswerte umgeben und formen den Nachwuchs wie Luft und Licht. So entsteht ein Volkscharakter, der in allen Volksgenossen, im Wechsel der Geschlechter gegenüber allen neu auftretenden Bedingungen und Ereignissen eine gewisse Stetigkeit aufweist.

Erreicht aber ein solches Volkstum die Höhe weltgeschichtlicher Bedeutung, eine äußere und innere Größe, die ihm eine Stellung im Kreise der führenden Nationen und eine Aufgabe an der Gesamtmenschheit zuteilt, so wird es sich aufgefordert fühlen, Rechenschaft über sein eigentümliches Wesen abzulegen und seine Sonderart mit Bewußtsein zu pflegen. Dieses Bedürfnis tritt ein, sobald sich ein Volk als Träger eines besonderen göttlichen Auftrages an die Menschheit erkennt. Zur Nation im höheren Sinne wird also ein Volk, wenn es den kategorischen Imperativ in sich erlebt, sein Eigenleben und seine Eigengesetzlichkeit zu einem allgemeingültigen Vorbild und Gesetz der Menschheit ausbilden zu müssen. Nicht so, als ob die Menschen in den Rahmen seiner Eigenart eingespannt werden sollten: es vollbringt eine Höchstleistung auf irgendeinem der Lebensgebiete, sei es in der Religion, der Sittlichkeit, der Kunst, dem Rechts- und Staatsleben, und bringt damit eine ewige Idee zu vollendeter Darstellung. Zwar zwingt es damit andere Völker nicht in seine Gefolgschaft und Lebens-



bahn: aber es stellt eine Lebensform auf, die jedes nachfolgende als Bestandteil seiner Kultur und Bildung verarbeiten muß, wenn es seinerseits wieder die Höhe einer eigenen weltgeschichtlichen Aufgabe erreichen will.

Wie kann ein Volk neu geboren werden, wenn es alt ist? Ohne der Frage nach dem Absterben und der Unsterblichkeit der Völker näherzutreten, möchte man im Hinblick auf die Geschichte antworten, daß der Seele des deutschen Volkes in der Vergangenheit ihr Recht nicht geworden ist, daß sie dem Ziel ihrer Sehnsucht nachzuirren mußte, ohne Erfüllung und Erlösung zu finden. Darin liegt aber gerade das Geheimnis ihrer unverwüsthlichen Lebenskraft. Bei aller staatsbildenden Begabung lastet auf diesem Volk wie ein Fluch sein Mangel an höherer politischer Formkraft, so daß der Seele nie ein angemessener Leib werden konnte. Zweimal in kurzem Abstand hat diese Schuld das Volk in Lagen geführt, die einer Vernichtung gleichkamen. Kein anderes Volk hat im Verlauf von nicht ganz zwei Jahrhunderten ertragen, was das deutsche im Dreißigjährigen und in den Napoleonischen Kriegen; kein anderes konnte auch einen solchen Beweis von Unverwüsthlichkeit erbringen, abermals ein Jahrhundert später den Kampf gegen fast sämtliche übrigen Großmächte durchzuführen. Die Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert nun ist der Versuch, der Seele den angemessenen Leib zu geben; aber noch ist, trotz 1870, das Ziel nicht erreicht, noch gleicht die Nation mehr dem Gespenst des alten Hamlet, der wohl einen Panzer, aber keinen Leib besitzt.

Doch belebt die neue Nation der Trieb zur Überwindung des alten deutschen Erbübels, und die Zahlen 1756, 1813, 1848 und 1870 bezeichnen die Stufen dieser Überwindung.

Die Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins ist im ganzen die Geschichte einer Selbstüberwindung und einer Selbsterziehung, die Geschichte einer Seele, die ohne Leib heranwachsen mußte.

Dem Deutschen fehlt von Haus aus die Gabe des Ebenmaßes und Maßhaltens. Seine Welt hat nur einen einzigen Schwerpunkt: das eigene Selbst, dessen Triebe nach allen Seiten ins Unendliche dringen. Es mangelt am inneren Gleichgewicht, an der maß- und formgebenden Gestaltungskraft. Das Leben und seine Entfaltung sind ihm Selbstzweck; das Ergebnis bildet nur eine Stufe und Anreiz zu neuem Schaffen oder Wollen. Dieser geistigen Veranlagung entspricht die äußere und innere Gestaltung des deutschen Lebens; aus ihr erwachsen dem Volk seine Schicksale; auf ihr beruht seine Größe und seine Schwäche: ein Reichthum, ein Übermaß an Kraft und Geist, neben Armut an fester und plastischer Form.

Ein Blick auf das Mittelalter und das sechzehnte Jahrhundert zeigt den erstaunlichen Lebensdrang dieses Volkes in einer Reihe verheißungsvoller Ansätze. Nacheinander sind seine Stämme Träger der politischen Vormacht gewesen; seine überschüssige Volkskraft hat den Osten überschwemmt und dem Deutschthum Mark um Mark, Zelle um Zelle angegliedert. Strahlenförmig entwickelten seine Städte ihre befruchtende Tätigkeit nach allen Richtungen. Wie es die Gunst der Umstände gerade mit sich brachte, lagerte sich ein Kranz von einzelnen Schwerpunkten und Sondergebilden an den Grenzen der Nation. Aber dem Ganzen, das doch unzweifelhaft als Macht lebte und wirkte, entsprach kein Mittelpunkt, auf den sich alle bezogen hätten; keine feste Zentralmacht gab den Theilen einen erkennbaren gemeinsamen Sinn und dem Ganzen eine sichere Form. Rein geographisch war das Reich ebenso verschwommen und „grenzenlos“ wie in staatsrechtlicher Hinsicht, und man konnte über seinen Umfang ebenso streiten, wie man im siebzehnten Jahrhundert über Art und Begriff seines staatsrechtlichen Aufbaus gestritten hat. Die Einheit war da; aber niemand konnte sagen, wo sie war und wie sie beschaffen sei: eine gewichtige Tatsache, doch begrifflich

unfaßbar, völlig irrational. Gegenständlich war sie nur im altersschwachen Reichstage und Reichsgericht.

Dieser äußeren Gestaltung des Volkes entsprach sein Innenleben; nicht umsonst hat es in jenem Jahrhundert die Faustsage geschaffen. Es lebt in ihm ein selbstverzehrender, maß- und ruheloser Drang ins All, nach dem Hintergrund aller Dinge, nach den Geheimnissen des Himmels, der Erde und der Hölle. Wie viele ihrer Liefen damals nicht durch Deutschland, denen kein Zustand und keine Gegenwart Genüge tat, und die gern dem Teufel ihre Seele verschrieben hätten für einen Trunk aus dem Quell letzter Erkenntnis.

Ein ähnliches Bild gibt das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts: ein Gewoge von geistigen Strömungen, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit und Gegensätzlichkeit vorher selten ein Volk erlebt hat. Die ideelle und wurzelhafte Einheit in diesem Gebiete ist unverkennbar; zu der erstrebten Kunstform aber kommt der deutsche Geist erst in mühsamer Selbsterziehung nach dem Vorbilde der Griechen und Römer. Im Anschluß an das Studium des Altertums gewinnt nun der Deutsche auch erstmals die Idee des Staates als einer geschlossenen, in sich ruhenden Form des öffentlichen Lebens der Nation.

Eine neue Welt drängte in der Seele des deutschen Volkes zum Licht, und die Jahrhunderte der neueren deutschen Geschichte sind erfüllt von ihren Geburtschmerzen. Der Inhalt dieser neuen Geisteswelt macht den Gegenstand des deutschen Selbst- und Nationalbewußtseins aus.

Die Anlage des deutschen Charakters geht dahin, den Sinn des Lebens nicht in irgendeinem bestimmten Zeitpunkt und erreichten Zustand als erfüllt anzusehen, sondern ihn in einem über das einzelne Leben hinausliegenden, die ganze Lebensrichtung begründenden Ziel zu suchen. Diese Lebensauffassung scheidet sich aber ab von jeder Lebensverneinung und Weltflucht: das Leben ist Selbstzweck, aber als Ganzes, als stetiges Wachstum, als Entfaltung des ewigen Grundes. Es ist in seiner Reinheit ein Leben in der Idee und aus der Idee, eine Zusammenfassung und Richtung aller Kräfte auf ein ewiges Ziel, eine Durchgeistigung und wahrhafte Überwindung der Welt.

Aus dem faustischen Drang des 16. Jahrhunderts heraus spricht Luther: „Dieses Leben ist nicht eine Frommkeit, sondern ein fromm werden, nicht eine Gesundheit, sondern ein gesund werden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Es ist noch nicht getan und geschehen, aber es ist im Gang und Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg!“ Dieses persönliche und nationale Bildungsgesetz in eine klare Erkenntnis zu fassen, es zu erweitern und zu einem allgemeingültigen Gesetz der Menschheit auszubilden, ist die weltgeschichtliche Mission des deutschen Geistes. Der Niederschlag der deutschen Idee ist die Entwicklungslehre, ihre Anwendung auf die Lebensgestaltung der Erziehungsgedanken. Bekenntnissätze ähnlich dem Lutherschen finden sich bei jedem der führenden Deutschen, und ihr Lebenswerk strebt nach Erfüllung des kategorischen Imperativs: die Maxime zu einem Prinzip allgemeiner Gesetzgebung zu erweitern.

Als Lessing seinen Entwurf einer Entwicklungslehre herausgab, nannte er den Sinn der Entwicklung die „Erziehung des Menschengeschlechts“; als Goethe in den „Wanderjahren“ sein Erziehungstestament niederlegte, lehrte er die Erziehung jedes einzelnen als eine abgekürzte, gewissermaßen symbolische Wiederholung des Ganges der Menschheitsentwicklung begreifen. Erziehung und Entwicklung, Bildung und Kultur sind die vier Hauptrichtungen, in denen sich die deutsche Idee auseinanderlegt: jedes von ihnen erhält seinen vollen Sinn von den drei andern, vom Ganzen, das den Schwerpunkt des Menschen in seine Zukunft, eine Aufgabe, legt. Jene vier Strahlen bedingen sich wechselseitig. Bildung ist Erziehung und Entwicklung des einzelnen, Kultur solche der Gesamtheit. Ebenso Erziehung und Entwicklung: beide setzen selbstwirkende



Trieb, ein selbständiges Wachstum voraus; beide verlangen aber eine vernünftige Zielgebung, zweckmäßige Gestaltung und Pflege dieses Wachstums; dabei faßt Entwicklung den Vorgang mehr von innen, aus den selbstwirkenden Ursachen, Erziehung mehr von der Zielgebung und der planmäßigen Führung aus.

Erziehung ist Übergang eines Vorbildes ins Nachbild, Überlieferung, die jeder in sich verarbeiten muß, der auf eine höhere Stufe der Ausbildung gelangen will.

Hat man die Erziehung begriffen als einen Vorgang, der mit der Geburt beginnt und am Grabe endet und alle Dinge in seinen Bann einbezieht, so mag man auch, unbeschadet der Anerkennung eines Ersten und Ursprünglichen, jene scheinbar maßlos überschüssenden Äußerungen verstehen, wonach der Mensch alles, was er hat und ist, der Erziehung verdanke.

„Welcher deutsche Staat in der Ausführung dieses Vorschlages — nämlich der Wiedergeburt der Nation durch Erziehung und Erziehungsstaat — der erste sein wird, der wird den größten Ruhm davon haben“, verkündete Sichte in den „Reden an die deutsche Nation“. Und, hätte er hinzufügen können, der wird Führer der Nation sein. Er hielt seine Reden in der Hauptstadt des Staates, in dem die Leiter schon am Werke waren; es konnte unter allen Staaten kein anderer in Betracht kommen. Die Hoffnung der Nation wandte sich auf den daniederliegenden Staat, dem sie vorher nicht gehört hatte. Ein neues Zeitalter sollte beginnen: so verhieß Sichte, und viele teilten seine Hoffnung. Was jetzt geschaffen werden mußte, sollte nicht nur die Nation und ihre politische Lebensform erneuern, sondern zugleich Vorbild und Gesetz für eine neue Periode der Weltgeschichte werden.

Man muß Bücher wie Boyens Denkwürdigkeiten lesen, um zu ermessen, wie selten die Männer der neuen Bildung noch ein Jahrzehnt früher in Heer und Verwaltung waren, und wie schwer es den wenigen wurde, sich durchzusetzen. Und nicht lange danach haben diese Männer einen Staat geschaffen, der in vielen Dingen — Heer, Schule, Städteordnung — vorbildlich für Europa wurde.

Für viele Deutsche ist das Mißverhältnis der damaligen politischen Lage zur Höhe des Ideals zum Schicksal geworden. Nur wenige noch mochten sich dem Gedanken hingeben, daß das geistige Leben wachsen und seiner Erfüllung entgegengehen könne auch ohne politische Freiheit und staatliche Gestaltung. Das Spannungsverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit und seine stete Überwindung durch Entwicklung, der Glaube, daß das Reich Gottes nicht ein abstraktes Jenseits sei, sondern hienieden sich als Reich des Geistes verwirklichen müsse, indem es zur treibenden und umgestaltenden Macht in der Geschichte werde, war ja die Achse dieses Geisteslebens. Manche, wie Hölderlin, gingen an der scheinbar unüberwindlichen Spannung zugrunde; andere, wie Hegel, umgingen sie, indem sie schließlich das Wirkliche in all seiner Mangelhaftigkeit idealisierten, um sich so eine geistige Existenzmöglichkeit zu schaffen. Die Entschlossenen aber, die im Namen des Ideals den Weg der Um- und Neubildung, den Weg der Tat beschritten, wurden die Väter der Zukunft.

Auf den Höhepunkten des Gemeinschaftslebens, den Wendepunkten der Geschichte, erfahren die Völker das Walken des Ewigen mit der Wucht eines ungeheuren Schicksals und unüberwindlichen Erlebens. Jeder einzelne fühlt in sich die Erhabenheit des Ganzen, zu der ihn die allgemeine Welle emporträgt. Der letzte und positivste Sinn aller Staatsleitung liegt in der einfachen Forderung, den wachsenden Keimen und Schößlingen entgegenzukommen, sie zu pflegen, zu lenken und so dem Ganzen nutzbar zu machen. Schädliches und nicht Wurzelhaftes wird von dem natürlichen Wachstum von selbst ausgeschieden; gefährlich werden Schädlinge nur dann, wenn das Wachstum gewaltsam gehemmt und in der Folge statt der

Reinigung Fäulnisherde entstehen. Schwimmen, meint Gerwinus, lernt man nicht auf dem Trocknen; es darf sich also niemand über politische Unreife eines Volkes beklagen, dem man nicht politische Freiheit und Betätigung ermöglicht hat. Die politische Reife ist Ziel, nicht Voraussetzung der Freiheit.

Drei Dinge aber, demselben Stamm entwachsend, sind im deutschen Gemeinwesen unmöglich: der auf ein Mindestmaß von Kraft und Selbständigkeit beschnittene und auf ein einseitiges Ziel und Interesse eingestellte Staat, die parlamentarische Regierungsform und die unbeschränkte Herrschaft des Erwerbstriebes und Reichthums. Drei Dinge zeichnen den deutschen Geist aus und haben sein Volk stark, seinen Staat mächtig gemacht: die Erziehung, die Organisation und der lebendige Zusammenhang mit der Geschichte. Sie sind das Geheimnis der unverwüsthlichen Lebenskraft und bestimmen den sieghaften neuen Wirtschaftstyp, der in Wechselwirkung mit Staat und Geist sich entwickelt und in Gemeinschaft mit ihnen die große Probe des Weltkriegs auf Lebensfähigkeit und künftige Vorbildlichkeit bestanden hat.

Erfüllung —? Zum größeren Teil ist sie noch Aufgabe der Zukunft. Aber die Marksteine am Wege der bisherigen Entwicklung, die überdies in den Jahren des Weltkrieges in gewaltig gesteigertem Zeitmaß abläuft, künden mit Sicherheit das Gesetz des noch der Zukunft angehörenden Teils der Entwicklungskurve.

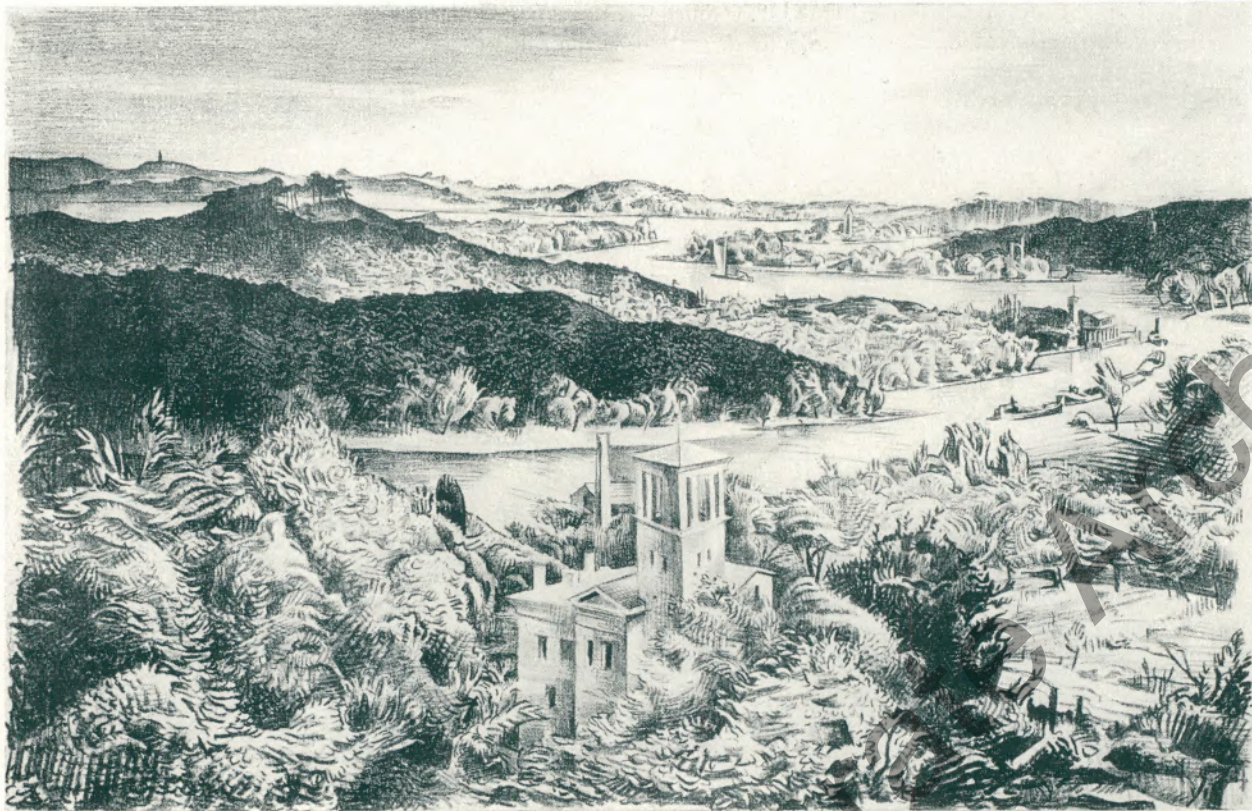
Das gewaltige Erlebnis des Weltkrieges hat den Anstoß zu neuer Entwicklung gebracht, das Zerbrechen verrosteter Bänder und scholastischer Formeln ermöglichend. Es gilt nur erst, des Erlebnisses verarbeitend Herr zu werden. Kann jemand heute schon im ganzen übersehen, was diese Jahre neben ihrem ungeheuren Druck, ihrem Jammer, ihren Lügen und Gewalttaten, ihrer Blutschuld, Trümmern und Tränen gebracht haben an Erhebung, Erneuerung, Reinigung und neuen lebenswerten Aufgaben? An Erkenntnisansichten? Der Kosmos schien auf einmal so klein zu werden: Erde und Meer von Pol zu Pol; Geist, Charakter, Arbeit, Lebensbedingungen und geschichtliche Schicksale der Völker: alles in Raum und Zeit erschien plötzlich bezogen auf einen lebendigen Mittelpunkt, einen neuen Sinn aus ihm erhaltend. Jede scheinbar ihr objektives Eigenleben führende Wissenschaft, vornehmlich aber die Geschichte und die Geisteswissenschaften in allen ihren Verzweigungen, alle wurden durchdrungen von dem einen. Lange werden sie an diesem Lebensgehalt zu zehren haben.

Die Völker haben sich zusammengepreßt zur letzten Kraftanstrengung, zur Verwertung aller inneren und äußeren Hilfsmittel; sie haben ihre Sinne geschärft, jeden Laut und jeden Blick vom Gegner erhaschend, um von ihm zu lernen und ihm den Rang abzulaufen. Das Wachstum wurde dadurch beschleunigt, die besonderen Eigenheiten der Völker bis zur letzten Verzerrung gesteigert: die Weltgeschichte kam in ein atemberaubendes Tempo. Keine andere Zeit war geeignet, die Gesetze des Geschehens und des geschichtlichen Wachstums so klar erkennen zu lassen: daran hätte die Philosophie allein schon Stoff und Aufgabe auf Jahrzehnte, wertvollere Arbeit als das Dreschen des dreimal gedroschenen Stroh's Kantischer Begriffe.

Und mitten in alledem erblüht in der Stille die Sehnsucht nach dem Ewigen, nach den umfangenden, schmerzstillenden und befreienden Vaterarmen, das Bedürfnis nach der Gotteskindschaft und Kindesunschuld, nach Reinheit des inneren Menschen, nach Einkehr in den Seelengrund, nach Versenkung in den ewigen Quell des Lebens, der Liebe und des Friedens.

„Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort wird nicht vergehen.“ Das ist der feste Grund in dieser Sintflut aus Blut und Lüge. Darauf soll ein neues Geschlecht erwachsen; darauf wird das Reich des Geistes, der Kraft und der Wahrheit erstehen. Die Wahrheit wird uns frei machen von dem erstickenden Dunst, der über uns lagert. Das ist unser Glaube und unsere Zuversicht.





Bavaria-Verlag, München

Die Havel bei Potsdam.

Zeichnung von N. Hengstenberg.

## Hoffmann „aus“ Fallersleben.

Von Hans Franck.

Als der Dichter des Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, um seiner „Unpolitischen Lieder“ willen der Breslauer Professur entsezt war und von Ort zu Ort gehetzt wurde, von Dranienburg nach Leipzig, von Frankfurt nach Mannheim, von Heidelberg nach Emden, von Bingen nach Wiesbaden, von Lahr nach Schaffhausen, von Offenbach nach Dranienburg, und nirgend vor der Polizei Ruhe fand, nicht einmal zu Fallersleben in seiner Heimat Hannover, wo ihn Landdragoner überwachten und mit Verhaftung bedrohten, wenn er das Haus seiner Schwester ohne soldatische Begleitung verliese; da kam der Obdachsuchende schließlich nach Mecklenburg. Ein freiheitlich gesinnter Mann namens Dr. Samuel Schnelle, Herr zu Buchholz, gab ihm Unterkunft und versicherte ihm, daß er auf dem Stück Erde, welches ihm gehöre, so lange verbleiben könne, wie es ihm beliebe. Denn ein mecklenburgischer Rittergutsbesitzer unterstünde nicht der Polizei, sondern sei nur dem obersten Landesherrn, dem Großherzog, und seinen Schweriner Regierungsorganen für Tun und Lassen verantwortlich.

Zwei Wochen hernach kam aus der Landeshauptstadt eine großherzogliche Anfrage nach Buchholz: Wie Dr. Schnelle dazu käme, einen Ausländer, den pp. Hoffmann „aus“ Fallersleben im Hannoverschen (nicht „von“ Fallersleben, wie der abgesetzte preussische Professor sich, in Erschleichung des ihm nicht gebührenden Adelsprädikates unrechtmäßigerweise nenne!) zu hausen und zu beherbergen?

Dr. Schnelle schrieb zurück: Daß einem mecklenburgischen Rittergutsbesitzer, wosfern er landtagsfähig wäre,

nach den derzeit geltenden Gesetzen zustände, Ausländer als Mecklenburger auf seinem erbeigentümlichen Hofe zu rezipieren.

Von der Regierung in Schwerin traf die Antwort ein: Die Rezipierung eines Ausländers stände den landtagsberechtigten mecklenburgischen Rittergutsbesitzern allerdings ohne landesherrlichen Konsens zu. Aber dieses Recht wäre an zwei Bedingungen geknüpft: Entweder müsse der zu Rezipierende einen vermögensrechtlichen Anteil an dem Gute des ihn Rezipierenden rechtsgültig nachweisen können oder aber sich einer ortsüblichen täglichen Arbeitsfunktion unterziehen. Da von der ersten Bedingung im vorliegenden Falle sicherlich keine Rede sein könne, so habe er binnen einer Woche zu berichten, welchem ortsüblichen täglichen Gutsdienst der pp. Hoffmann „aus“ Fallersleben zu Buchholz sich gegen Entgelt unterziehe.

Dr. Schnelle konnte es sich nicht versagen, seinem Unmut Luft zu machen und zurückzuschreiben: „Bei uns zu Lande wird es teilweise leichter, sich in andere Weltteile, als von einem ritterschaftlichen Gute in das benachbarte oder von einer Stadt in die andere zu übersiedeln. Das klingt abenteuerlich, ist aber doch, wie jeder Mecklenburger weiß, buchstäblich wahr. Und dazu ist Mecklenburg das volkärmste Land von Deutschland!“ Was aber Hoffmann „von“ Fallersleben und seine ortsübliche tägliche Arbeitsfunktion betreffe, so sei er auf seinem Gute als Kuhhirte angestellt. Habe allerdings während des Sommers einen Vertreter.

Die Regierung zu Schwerin: Politische Belehrungen seiner



landesherrlichen, ihm vorgelegten Behörde könne Dr. Schnelle sich in künftigen Fällen ein für allemal sparen. Falls er seiner fragwürdigen volksbeglückenden Weisheiten aber um jeden Preis ledig werden müsse, so sei dazu während der Landtage in Sternberg und Malchin hinreichend Gelegenheit. Auf die regierungsseitige Anfrage wegen der Beschäftigung eines Ausländers wäre binnen drei Tagen eine bündige, jederzeit nachprüfbare Antwort zu geben. Denn die des vorigen Briefes sei offensichtlich Scherz gewesen und ein schlechter obendrein. Oder ob zu Buchholz die Kühe etwa auch des Winters im Schnee gehütet würden? Falls auch die nächste Antwort nicht befriedigend ausfalle, habe der zugewanderte pp. Hoffmann „aus“ Fallerleben („aus“! wie schon einmal richtiggestellt worden sei; nicht „von“!) Gut und Land binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Dr. Schnelle: Anbei ad 1 die Urkunde, durch welche der mittellose Dichter Hoffmann „von“ Fallerleben („von“! nicht: „aus“!; denn Dichter hätten die unbestrittene Freiheit zu einem *nom de guerre* und könnten also solcherwegen nicht der Usurpierung von Adelsrechten angeklagt werden) zum Hintersassen seines Gutes aufgenommen und ihm Einwohner- und Heimatrecht zugesprochen sei; wozu laut Anerkennung der Regierung, im Falle ortsüblicher Beschäftigung, dem Briefschreiber als Guts- und Gerichtsherrn auf Buchholz das Recht zustehe. Anbei des weiteren ad 2 die Entlassungsbefehligung Hoffmann von Fallerleben aus dem preussischen Staatsverbannde. Da diese nur durch Einsendung einer notariell beglaubigten Abschrift der Hintersassenaufnahme nach Breslau zu beschaffen war, habe sich die verlangte Auskunft nicht, wie vorgeschrieben, binnen drei Tagen, sondern nur binnen drei Wochen bewerkstelligen lassen. Was endlich die ortsübliche Beschäftigung des nunmehrigen Hintersassen Hoffmann betreffe, so sei er nach wie vor Kuhhirte und über seine Obliegenheit gewissenhaft Tag für Tag in Begleitung eines Hütjungen aus. Denn da er überraschend gute Fortschritte gemacht habe, sei es möglich gewesen, die ursprünglich beabsichtigte Vertretung durch einen Knecht viel früher in eine Adjustierung durch einen Hütjungen zu verwandeln, als bei Abfassung des letzten Briefes, der bitterernst gemeint gewesen, hätte angenommen werden können. Was alles jederzeit von einem Vertreter der Regierung durch Augenschein nachgeprüft werden könne.

So trieb also der Dichter Hoffmann von Fallerleben während eines Frühlings um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allmorgendlich mit einem Hütjungen zu Buchholz in Mecklenburg die Kühe des Gutsherrn Dr. Samuel Schnelle auf die saftgrüne Weide. Dort kümmernte er sich freilich um die schwarzbunten und rotbunten Euterträgerinnen, um Bullen und Starken und Kälber nicht mehr, sondern überließ sie der Obhut seines barfüßigen Begleiters. Er warf sich hinter einem Knick mit ausgebreiteten Armen auf die Erde, horchte um sich, horchte in sich, gab sich der Natur wie einer Geliebten hin und dichtete. Das Unscheinbarste wurde ihm wichtig. So wichtig, daß er es in seinen Lebenserinnerungen noch nach einem Jahrzehnt aufzeichnete. Dort heißt es: „Den dreißigsten April sah ich die erste Kirschblüte, den vierten Mai den ersten Maikäfer, und den 9. Mai hörte ich die erste Nachtigall, doch hatte sich der Storch schon den vierten April eingefunden.“ Das erste Gedicht, das der Kuhhirte und Hintersasse Hoff-

mann von Fallerleben unter dem Knick der Buchholzer Viehweide niederschrieb, lautete:

„Wir sind mit dem zufrieden,  
Mit dem, was uns beschieden  
Die gute alte Zeit.  
Was ihr auch sprecht und schreibet,  
Der Mecklenburger bleibt  
Ein Mecklenburger stets.  
Hali, halo, halihalo!  
Bei uns bleibt's immer so.“

Bald aber versanken die Händel dieser Welt dem vom Morgen bis zum Abend im grünen Gras Ruhenden. Insektenhäher und Eichhörnchen, Kottkehlen und Uhu, Blume und Halm, Ameise und Goldkäfer, Wind und Wolke wurden ihm wichtiger als Professur und Polizei. Und der Hütjunge ersetzte ihm das geistvollste Auditorium. Der Natur und dem Kinde galt die unerschöpfliche Sehnsucht des zur Ruhe Gezwungenen. Lied auf Lied sprang ihm über die Lippen: „Wer hat die schönsten Schäfchen?“ und „Der Kuckuck und der Esel“, „Winter ade“ und „Was haben die Gänse für Kleidung an?“, „Alle Vögel sind schon da“ und „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön!“, „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald“ und „Matglöckchen läutet in dem Tal“, „Rühret die Trommel“ und „Der Sonntag ist gekommen“, „Ein Sträuschen auf dem Hut“, „Ward ein Blümlein mir gesendet“ und „Im Walde möcht' ich leben“, „So scheiden wir mit Sang und Klang“ und „Ein Männlein steht im Walde“ und viele andere noch jener Lieder, an denen wir alle uns großgefungen haben — viele, viele. So daß man, wenn man es überdenkt, fast des Glaubens werden könnte, es habe außer Hoffmann von Fallerleben niemand noch Kinderlieder gedichtet. Immer wieder mußte der Hütjunge zum Knick kommen und die allerneuesten dieser Verse anhören. Nachte er dabei ein gar zu dösiges Gesicht, so änderte und feilte Hoffmann von Fallerleben, bis jener flachsköpfige, hemdärmelige Kritiker, der ihm in diesen Monaten wichtiger war als alle Schriftgelehrten der Welt, befriedigt nickte und — ein Wort, einen Keim auf den Lippen — eilenden Fußes zu den unbeaufsichtigten Kühen zurückkehrte.

Der Großherzog aber — aufgestachelte von adeligen Rittergutsbesitzern, denen ein bürgerlicher, demokratischer Mann mit dem Vornamen Samuel in ihrer Mitte lange schon ein Fleck auf dem Standesehrenschilder war —, der Großherzog konnte seine Empörung darüber, daß er einem Dr. Schnelle unterlegen war, nicht bemeistern. Unter dem 11. Juli wurde mit Zustimmung der fast ausschließlich adeligen Landesstände ein Gesetz erlassen und seine Geltung auf den Beginn des Jahres zurückdatiert, welches nur noch landesherrliche Naturalisation in Mecklenburg gestattete. Ausgenommen den einen Fall, daß sich jemand ein Rittergut kaufte, womit er ohne weiteres heimatberechtigter Mecklenburger wurde. Da weder der Dichter noch sein Beschützer in der Lage waren, diese Ausnahmebedingung zu erfüllen, mußte der verseschreibende Kuhhirte zu Buchholz nun doch auch Mecklenburg verlassen.

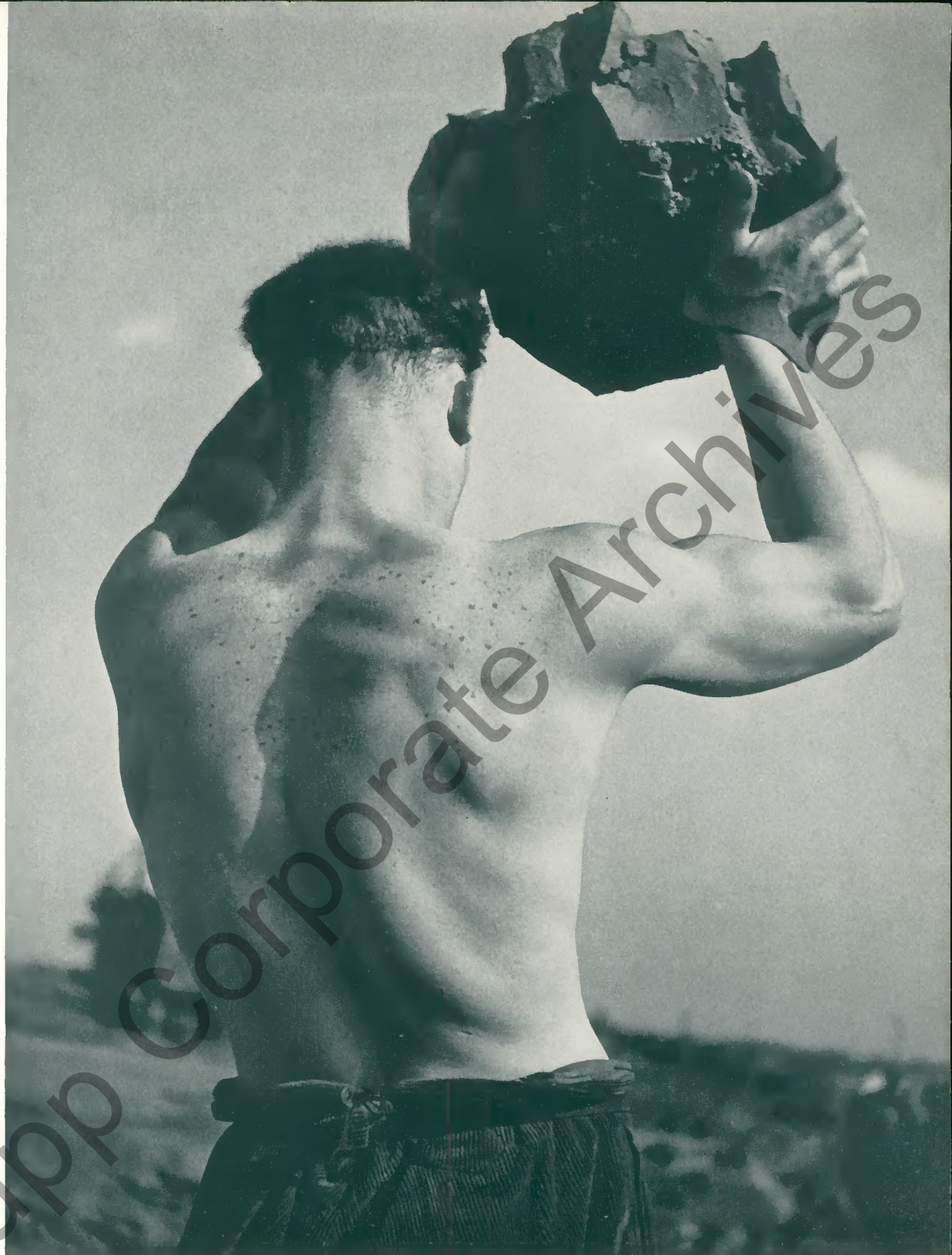
Hoffmann von Fallerleben schnitt sich einen Haselstecken aus der Knickhecke, die ihn sorgfamer beschützt und reicher beschenkt hatte als — sein Elternhaus nicht gezählt — irgendeine menschliche Behausung auf Erden, und wanderte, ungewissen Zielen zu, davon.

## Die Kette.

*Und jede Tat ist Glied in einer Kette, die ohne End' und Anfang sich verliert.*

*Vergiß das nie: denn dadurch ist's bedingt, daß — ew'ger Kreis — sich Tat aus Tat gebiert!*





Sportsmann  
der  
Arbeit.

Lichtbild: Gehme-Winterer.

## Industrievolk an der Ruhr<sup>®</sup>.

Unbestritten ist die Einsicht, daß an der Wiege der Volkskraft der Bauer steht. Aber auch Industrievolk braucht keineswegs losgelöst vom Volkstum zu sein. Auch im industriellen Lebensraum kann Arbeitertum wachsen, gesundes Glied am Körper eines neugeborenen und reichgegliederten Volkstums.

\* Mit freundlicher Genehmigung von Verfasser und Verlag entnehmen wir dem soeben erschienenen Werk von Josef Wünschuh „Industrievolk an der Ruhr“ nachstehende Ausführungen und Bilder. Der Preis für den von Gerhard Stalling (Oldenburg) verlegten, 130 Seiten starken Bildband beträgt RM. 2.85.

Wie muß es in einem Volk aussehen, das gesund und tüchtig ist und die Zukunft der Nation auf starken Schultern trägt?

Es braucht einen gesunden Leib, frei von Krankheit und Schwäche. Es braucht Wohnungen, in denen Familien leben, Kinder heranwachsen und Männer Feierabend machen können. Es bedarf einer Erziehung, die zum Kampf ums Dasein schult, aber auch die lebendige Brücke zum Kulturgut schlägt, das von den Schöpfern und Meistern früherer Jahrhunderte hinterlassen wurde. Es braucht geachtete Berufe und einen strebsamen Nachwuchs. Es braucht eine lebensfrohe Jugend,





Lichtbild: Gehmke-Winterer.

Turnplatz zwischen Hochöfen und Fördertürmen.

gesund an Seele und Leib. Es wünscht sich ein Alter, das nicht sinnlos und vereinsamt, sondern sorgenfrei und geachtet ist. Es verlangt nach einer Arbeit, die den Adel der Pflicht, aber auch der Würde trägt, dem Menschen das tägliche Brot gibt und dem Gemeinwohl dient.

Ein gesundes Volkstum braucht Überlieferungen, in denen es ruht. Es bedarf der Sitten, die es binden und straffen. Es strebt zur lebendigen Verbindung mit der Natur, ohne die es verdirbt wie eine Pflanze ohne Sonne und Luft. Es wurzelt in einer Sicherheit des Daseins, die aus dem Einklang von Mensch und Beruf, Kreatur und Gott, Einzelwesen und Gemeinschaft erwächst. Es braucht starke Führung und warme Gemeinschaft, Bindung wie Freiheit. Es braucht Härte und Maß des Alltags wie die Farben und Lockerheit der Feste. Es braucht Werkstätten, die von Arbeit widerhallen, und Kirchen, in denen ein lebendiger Glaube wirkt. Es braucht Heimat.

Volk braucht gesunden und straffen Leib; im Bestreben, ihn zu stählen, reichen sich betriebliche Sozialpolitik und Volkstumspflege an der Ruhr die Hand.

Wenn man heute über einen Fabrihof geht, kann man erleben, daß man zwischen Hallen und Geleisen auf eine Schar Jungen in Reih und Glied stößt, die Freiübungen machen. Der Sport ist an der Ruhr schon seit Jahren ins Arbeitsleben des Nachwuchses eingedrungen. Hier wächst ein neuer Arbeitertyp heran, straffen Körpers und geweckten Geistes.

Kein Ausbildungsplan für Industrielehrlinge mehr, in dem nicht Sport und Spiel ihren breiten Platz hätten. Der Jungbergmann von heute, der junge Sacharbeiter der Eisenindustrie sind andere Gestalten als die Arbeitsvolkstypen der frühen Industrie, die der preussische General von Horn in so großer Zahl untauglich für den Heeresdienst fand, daß er mit seinem Bericht die Regierung alarmierte und den Anstoß zur staatlichen Sozialpolitik gab. Hier wächst ein Geschlecht heran, das sich mit Fug und Recht sogar neben dem Jungbauern sehen lassen kann. Hier vollzieht sich ein gewichtiger Abschnitt des Übergangs vom Proletariat zum Arbeitertum.

Zwei Bilder seien heraufbeschworen und vom sozialen Gewissen verglichen. Das eine erschreckt und klagt an, das andere stärkt und weist ein Ziel.

Ein Arbeiterviertel in den Clums der Weltstädte. Eine Straße tut sich auf wie ein Schacht, ungliedert, ohne Platz und Raum. Häuserfronten aus schmutzigen Backsteinen ragen hoch wie Mauern, Tore gähnen wie Höhlen, Fenster stieren sich an, eins wie das andere. Hinterhöfe ohne Licht und Luft, jeder ein Stück von einem aufgeteilten Gefängnishof. Kaminstein und Mülleimer sind Kinderspielfeld. Keine Pflanze, kein Getier. Weit ab ist die Natur, eine ferne, fremde Welt, die man nur in Ausflügen erreicht, aus der man erregt und traurig heimkehrt. In den Häusern herrscht die Tyrannei der Enge und Masse. Nachbarschaft wird zur Dual. Schlamperei und





Feierabend.

Bild: Helmke-Winterer.

Klatsch gedeihen, die Familie lebt öffentlich. Das ist die Welt der großstädtischen Wohnkaserne. Sie hat mehr Entwurzelung und Proletarisierung auf dem Gewissen als die schwerste Industriearbeit. Hier verdirbt täglich Volkstum in Mann und Weib und Kind.

Nun das andere Bild. Ein Bergmannskotten im Ruhrtal oder ein Arbeitersiedlungshaus im Vest Recklinghausen. Im Schatten der Bäume ruhen Tür und Bank. Im Gemüsegarten hinterm Haus greift der Arbeiter, der morgens noch den Abbaubammer führte, nachmittags zum Spaten und bestellt sein Kartoffelfeld. Aus dem Stall meckert die Ziege, die Bergmannskuh. Abends sitzt es sich gut auf der Bank vor

dem Haus. In der Dämmerung zerfließen fern Schacht und Schlot, aber nicht weit ist auch noch ein Stück Wald. Rauch wölkt aus der Pfeife, der Nachbar quetscht die Ziehharmonika, das Bergmannsklavier. Der Feierabend zieht seinen magischen Kreis, spendet Gemeinschaft und Stille, baut neue Lebenskraft, Volkskraft auf. Morgens in der Frühe treten die Männer aus den Häusern und streben der Zeche zu. Aber hinter ihnen liegt ihr Heim, entläßt sie gestärkt, nimmt die Ermüdeten freundlich zurück. Hinter ihnen liegt die Scholle mit ihrer ruhigen Kraft, ein Halt in der Zeit der Arbeitslosigkeit. Das ist wie eine Lunge, die verbrauchtes Blut wieder mit Sauerstoff auffüllt. Das ist das Familienhaus mit





Lichtbild: Sehmke-Winterer.

Arbeitersiedlung am Rande des Reviers.

einem Stück Land, der stärkste Hort des Volkstums, von volkbildender Kraft gerade in den Provinzen der Industriearbeit. Es ist keineswegs die Regel an der Ruhr, aber häufiger, als durchweg geglaubt wird. Es ist der ideale Richtungs-punkt für die Siedlungspolitik im Revier.

Durchschreiten wir einige Arbeitersiedlungen an der Ruhr, so erleben wir eine Vielfalt der Baumethoden. Die Wohnungsauffassung der Zeit und der Wille des Architekten, hand-feste Sachlichkeit und Experimentieren mit neuen Formen, das Auf und Ab der Konjunkturen, das zu reichem oder spar-samerem Bauen führte, all das spiegelt sich in den Siedlungen des Ruhrgebiets. Man sieht charaktervolles Bauen und daneben auch Kitzel, Reihensbau und aufgelockertes Siedeln, Hochbauten und Einfamilienhäuser. Viele Wohnungstypen, viele Bauideen haben mit der gleichen Aufgabe gerungen. Sie wird in Zukunft noch mehr den Architekten und Siedlungs-politikern fesseln.

Das Fernziel der Arbeitersiedlung an der Ruhr ist weit gesteckt. Es will den Aufbau neuen Volkstums von der Siedlungsseite her. Die Wohnung soll zur Heimstätte, die Siedlung zur Heimat, das Mietshaus zum Besitz werden.

Ein anderes Ziel der Siedlungspolitik ist gerade von der jüngsten Krise in den Vordergrund gerückt worden: Der Arbeiter soll durch den Besitz von Land krisenfester gemacht werden. Hier braucht die Siedlung nur auf alte Vorbilder aus der Zeit der frühen Industrie im Ruhrtal zurückzugreifen, wo sich der einheimische Arbeiter nicht von der Scholle löste,

sondern auf seinem Kotten halb Industriearbeiter wurde, halb Bauer blieb und insolgedessen auch sein niederdeutsches Volkstum bewahren konnte. Die „nebenberufliche Siedlung“, von der in der letzten Zeit viel gesprochen wurde, ist also schon früher in Deutschland an der Ruhr verwirklicht worden. Der bodenständige Arbeiter gab vielfach seine landwirtschaftliche Basis nicht auf. Andererseits ermöglichte die Abgabe von Pachtland durch die Zechen auch dem zugewanderten ost-preussischen Arbeiter, der vom Lande kam und am Boden hing, eine bäuerliche Zwergwirtschaft weiterzuführen.

Es ist nicht leicht, dies Fernziel des durch Eigenheim und Boden krisenfesteren Industriearbeiters zu erreichen, aber — es rückt näher. In den früheren Jahrzehnten hatte der Arbeiter kaum den Drang, Hauseigentümer zu werden und Wurzel zu schlagen. Der wirtschaftliche Aufstieg durchrüttelte das Ruhrrevier jahrzehntelang. Seine Unruhe erhielt auch die fremde, eingewanderte Arbeiterschaft unsterblich, ließ sie von Schacht zu Schacht wandern. Man zog viel um in den Arbeiterquartieren des Reviers. Gerade im Ruhrbergbau herrschte die Unrast einer häufigen Wanderung von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte und vielfach auch von Ort zu Ort. Freizügigkeit galt als Heiligtum, Bindung an die Scholle als lebensfeindliche Fessel, als patriarchalischer Überrest aus dem Mittelalter. Die Lebensweise des flachen Landes stand niedrig im Kurs. Aus den festen Bindungen des Landlebens entlassen, be-rauschten sich gerade die Zugewanderten aus dem Osten an diesem Danaergeschenk der Freizügigkeit und wurden leicht





Lichtbild: Helmke-Winterer.

Der alte Bergmannskotten, Urform der erdverbundenen Arbeitersiedlung,  
auch heute noch Vorbild industrieller Siedlungspolitik.

völkisches Strandgut, das vom Betrieb zu Betrieb und von Stadt zu Stadt trieb. Die Siedlungspolitik der Werke hatte es schwer, diesem Strom Sieb und Damm zu setzen. Aber sie hatte Erfolge.

Vor allem gilt das für den Bergbau. Ihm kam dabei zustatten, daß er weiter draußen auf dem Lande saß als die großstadtnähere Eisenindustrie. Ihn begünstigte ferner sein besonders bodenständiger Charakter, seine ältere Berufstradition. Aus dieser Eigenschaft, die ihn fast als eine Landwirtschaft unter der Erde erscheinen läßt, strömten volkhafte Kräfte in seine Siedlungspolitik über. Früh förderte er die Kleinparzellenpacht, den landwirtschaftlichen Zwergbetrieb unter seinen Gefolgshäusern. Die Zechen mußten viel Land erwerben, um nicht für Bergschäden aufkommen zu müssen, und konnten billig verpachten. Man stößt gerade beim Ruhrbergmann noch heute auf starke Spuren seiner agrarischen Herkunft, die durch die Kleinlandpacht erhalten wurden. Noch geschätzt beträgt zur Zeit die Zahl der auf Zechengrundstücken im Ruhrgebiet bewirtschafteten Kleingärten rund 100 000.

Im Haus lebt die Familie. Ihr Mittelpunkt ist die Frau.

Ein Bemühen, das den Arbeiter verwurzeln will, kann nicht an ihr vorbeigehen. Das ist im Ruhrbergbau und in der Hüttenindustrie früh erkannt worden. Ein gesunder Arbeiterstand ist nicht ohne eine tüchtige Arbeiterfrau denkbar, die gute Hauswirtin und Mutter ist. Durch die Hände der Hausfrau gehen zwei Drittel des Lohnes. Ihre Art ist ferner entscheidend für die Haltung der Jugend. Sie macht das Haus wohnlich oder treibt den Mann auf die Straße und ins Wirtshaus. Die Freude am Garten, die Kleintierzucht und das Sparen, der Erwerb eines Eigenheims, ja sogar die Verbundenheit mit dem Betrieb — das alles geht nicht ohne die Frau.

Die betriebliche Sozialpolitik an der Ruhr wandte sich daher auch an die Arbeiterfrau und warb sie zum Bundesgenossen bei ihren Versuchen, den Arbeiter bodenständig zu machen. Zahlreiche Zechen und Eisenwerke führen Hauswirtschaftsschulen, in denen die Arbeitertochter zur tüchtigen Hausfrau erzogen wird. Die Mädchen sollen lernen, einen Haushalt sachgemäß zu führen und ihre Frauenpflichten gut zu erfüllen. Sie lernen kochen und nähen, Gartenarbeit und Geflügelzucht, waschen und bügeln. Viele Frauen haben den Wert dieser Lehrgänge





Lichtbild: Hebmke-Winterer.

### Vorschule für das zukünftige Eigenheim.

erkannt und schicken ihre Töchter gern in die Haushaltsschulen. Selbstverständlich lernen die Mädchen auch Säuglings- und Krankenpflege. Bezeichnend ist, daß eine Haushaltsschule auch die Pflege des Sonntags und Feiertags im Arbeiterhaushalt in ihr Programm aufgenommen hat. Von diesen Lehrgängen gehen mithin wichtige moralische Wirkungen aus. Sie sternen manchen Beitrag zum gesunden Eheleben bei. Gerade manche Arbeitererehe litt und leidet daran, daß der an sich tüchtige und anständige Arbeiter eine Frau heiratet, die nicht wirtschaften kann, die vorher zur Fabrik oder ins Geschäft gegangen ist und später im Haushalt versagt.

Tages Arbeit, abends Gäste! Dies Wort Goethes, der wie kaum ein anderer um das Spannungs- und Ausgleichsgesetz eines schöpferischen und reichen Lebens wußte, stammt zwar aus dem Erlebnis der bürgerlichen Welt. Aber seine Forderung gilt gleicherweise auch für den Arbeiter. Er braucht die Entspannung nach der Arbeit und sucht sie. Findet er sie auch? Früher hat man sich wenig um die Art und Weise gekümmert, wie er seine Freizeit gestaltete. Das blieb ihm selbst überlassen. Die Stätte der Erholung nach der Arbeit war im wesentlichen die Familie. Vielleicht auch eine gute Freundschaft oder Nachbarschaft. Versagten sie oder drängte das Spannungsbedürfnis zu einer tieferen Erfüllung des Feierabends, zu einer breiteren Geselligkeit, so waren der Möglichkeiten wenige, vor allem in den geschlossenen Arbeitervierteln. Dann lockte leicht das Wirtshaus, später das Kino. Früher, bei längerer oder gestreuter Arbeitszeit, spielte die Freizeit auch keine so große Rolle; ihre Gestaltung meldete sich nicht dringlich an. Das wurde mit dem Achtstundentag anders. Von nun an blieben einige Stunden am Tage und mancher Abend in der Woche für das persönliche Leben des Arbeiters übrig. Es wurde eine Frage von großer volkhafter Bedeutung, wie diese Stunden und Abende genutzt wurden. Sie enthalten Möglichkeiten zum Guten und zum Schlechten. Man kann die Gestaltung dieser Möglichkeiten dem Arbeiter selbst überlassen. Diese persönliche Verfügung über den Feierabend wird auch in einem

gewissen Umfang bleiben müssen in einer Zeit, in der sich starke Gemeinschaftskräfte der Freizeitgestaltung zuwenden. Von dem Persönlichkeitswert, der in der Freiheit des Arbeiters liegt, seine Freizeit so oder so zu verwenden, einmal ganz abgesehen: gerade der wichtige, besonders volkhafter Feierabendwert der Familiengemeinschaft gerät sonst in eine Gefahrenzone. Daneben bleibt aber nicht nur genug Raum, sondern auch ein steigendes Bedürfnis nach Gemeinschaftsformen für die Freizeitgestaltung des Arbeiters. Er will und braucht Geselligkeit außerhalb der Familie und seines Arbeitskreises. Er will und braucht in seiner Freizeit Erlebnisse, die Gegengewichte seines Alltags sind. Das kann Sport und Spiel sein oder eine Gabe, die ihm aus dem Füllhorn deutscher Kultur mit Verständnis und Freude dargereicht wird. Das kann eine Begegnung mit der Natur sein oder die Entzündung an der Gedankenwelt eines führenden Geistes. Es kann Lachen oder Ernst, Spiel oder Erbauung sein.

\*

Es ist Sonntag, und durch die Straßen der Stadt schreitet ein Handwerkerfestzug. Von gepußten Säulen gezogen, rollen die Wagen, auf denen die einzelnen Berufe fröhlich ihr Handwerk vorführen. Hell klingt der Hammer des Schmieds, weiß leuchten die Mützen der Bäcker, schwarz schreitet die Schar der lachenden, glückbringenden Schornsteinfeger. Jede Gruppe prahlt mit ihrer besten Arbeitskluft. Innungsfahnen und Arbeitssymbole gliedern den Zug und künden von altem Brauchstum. In der Geschlossenheit und Eintracht jeder Berufsgruppe wird die uralte, heilige Dreigliederung der Arbeit deutlich, ohne die es keinen echten Beruf gibt: Lehrling, Geselle und Meister. Gewiß, es ist ein Festzug, man muß viel Kulisse und Parade abstreifen, um an den Alltagskern heranzukommen. Aber das Bewußtsein bleibt: Hier ist lebendige Mannigfaltigkeit der Berufe in der Einheit eines Standes. Und noch



Industriearbeiter.

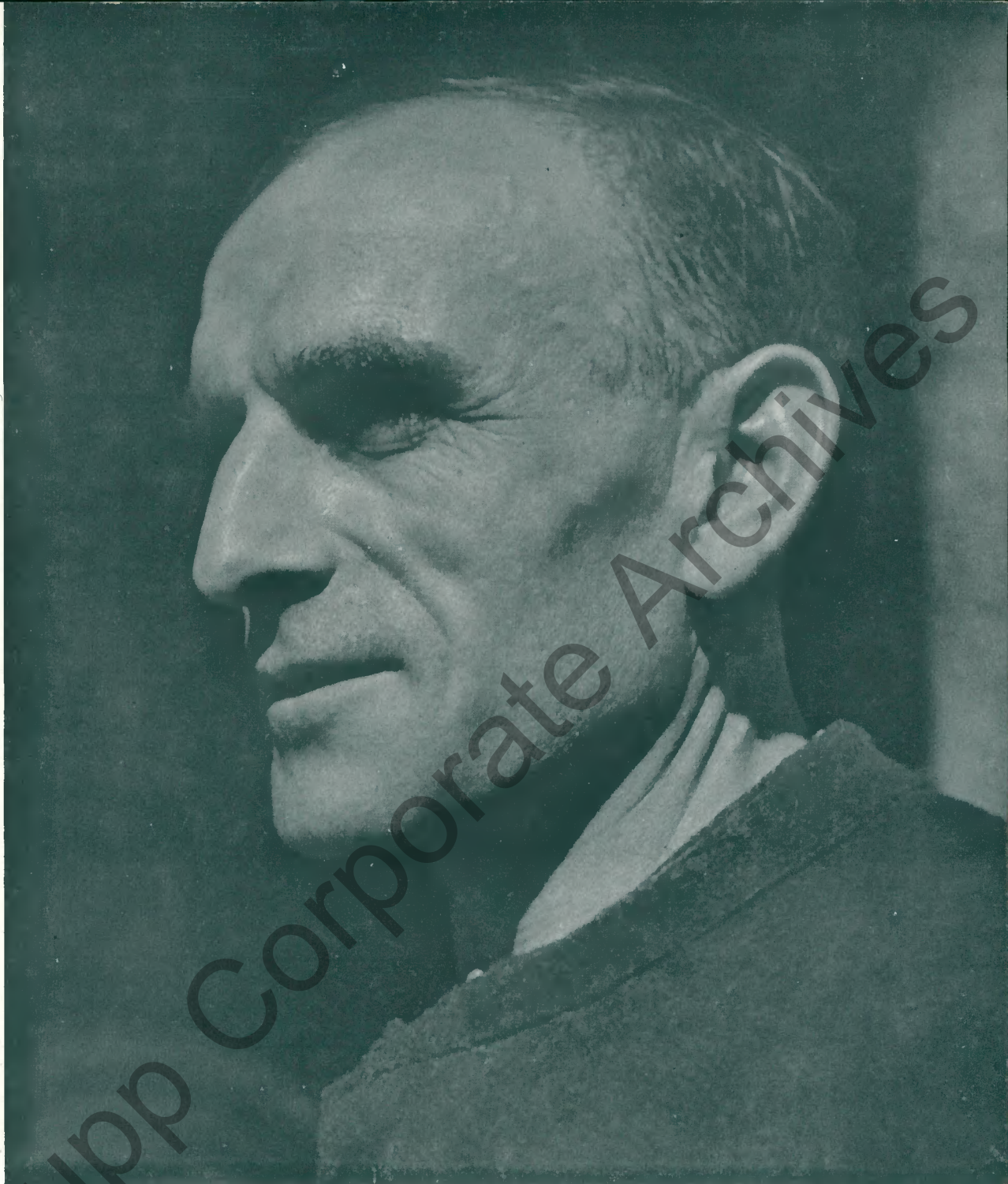


Bild: Erich Neklaff.

eine andere Erkenntnis meldet sich: Hier ist, neben dem Schaffen des Bauern, der innigste, gesündeste Zusammenklang von Arbeit und Volkstum.

Anders Bild und Bewußtsein, wenn man abends am Fabriktor steht oder eine Arbeiterkolonne vorbeimarschiert. Der flüchtige Eindruck ist: gleich grau und eintönig. Da ist weder Gliederung von unten nach oben noch in der Breite, von Beruf zu Beruf, von Werkstatt zu Werkstatt. Das scheint ungeformte Masse, jeder einzelne austauschbar, allenfalls Arbeiterschaft, kein Arbeitertum. Ist dieser Oberflächeneindruck richtig? Muß man nicht vielmehr tiefer schauen und horten?

Heute ist der Blick vorurteilsfrei geworden für die Erkenntnis, daß auch die Industriearbeiterschaft keine ungegliederte Masse ist, sondern durch wesentliche Unterschiede des Berufs und der Arbeit geformt wird. Auch an der Ruhr wird

diese Gliederung deutlich. Sie ist ausgeprägt genug, um einen wesentlichen Bestandteil der natürlichen Lebensordnung zu bilden.

Die Industrie an der Ruhr hat in ihren Anfängen zahlreiche alte Lebensgemeinschaften zerreißen müssen. Der industrielle Aufschwung war nicht möglich ohne die Auflösung alter Bindungen, vor allem des Handwerks und des ländlichen Lebens. Sie deswegen anzuklagen, ist sinnlos. Eine solche Anklage vergißt, daß Dorf und Kleinstadt einer stürmisch wachsenden deutschen Bevölkerung nicht mehr Lebensraum boten. Sie verschweigt, daß vor dem Aufschwung der deutschen Industrie im Bismarckschen Reich ständig deutsche Volkskraft abströmte in der Auswanderung nach Übersee. Die Industrie schuf an der Ruhr neuen Lebensraum für deutsche Menschen. Die Binnenwanderung von Ost nach West im Bereich des Vater-





Lichtbild: Gehmke-Winterer.

### Preußentum der Arbeit.

Die Werksfahnen der einzelnen Betriebsabteilungen des Bochumer Vereins.

landes trat an die Stelle der Auswanderung. Gewiß, dies neue Leben an der Ruhr wucherte vielfach wild. Es war zunächst ohne Gemeinschaft, ohne Verwurzelung, ohne Bindung. Aber die Industrie bemühte sich stellenweise schon früh, neue Gemeinschaft zu schaffen. Ihren Kern sah sie im Betrieb. Heute wird in Anlehnung an den bäuerlichen zuweilen auch vom industriellen Erbhof gesprochen. Der Vergleich hinkt natürlich, aber wenn man darunter das Bemühen des Unternehmers versteht, einen Familienbetrieb, auch im Verhältnis zur Arbeitsgefolgschaft zu schaffen, eine Werkstradition aufzubauen, so paßt das Bild nicht schlecht. Alle Maßnahmen, die den Arbeiter betriebsverbundener machen wollen, dienen schließlich der Gemeinschaftsbildung.

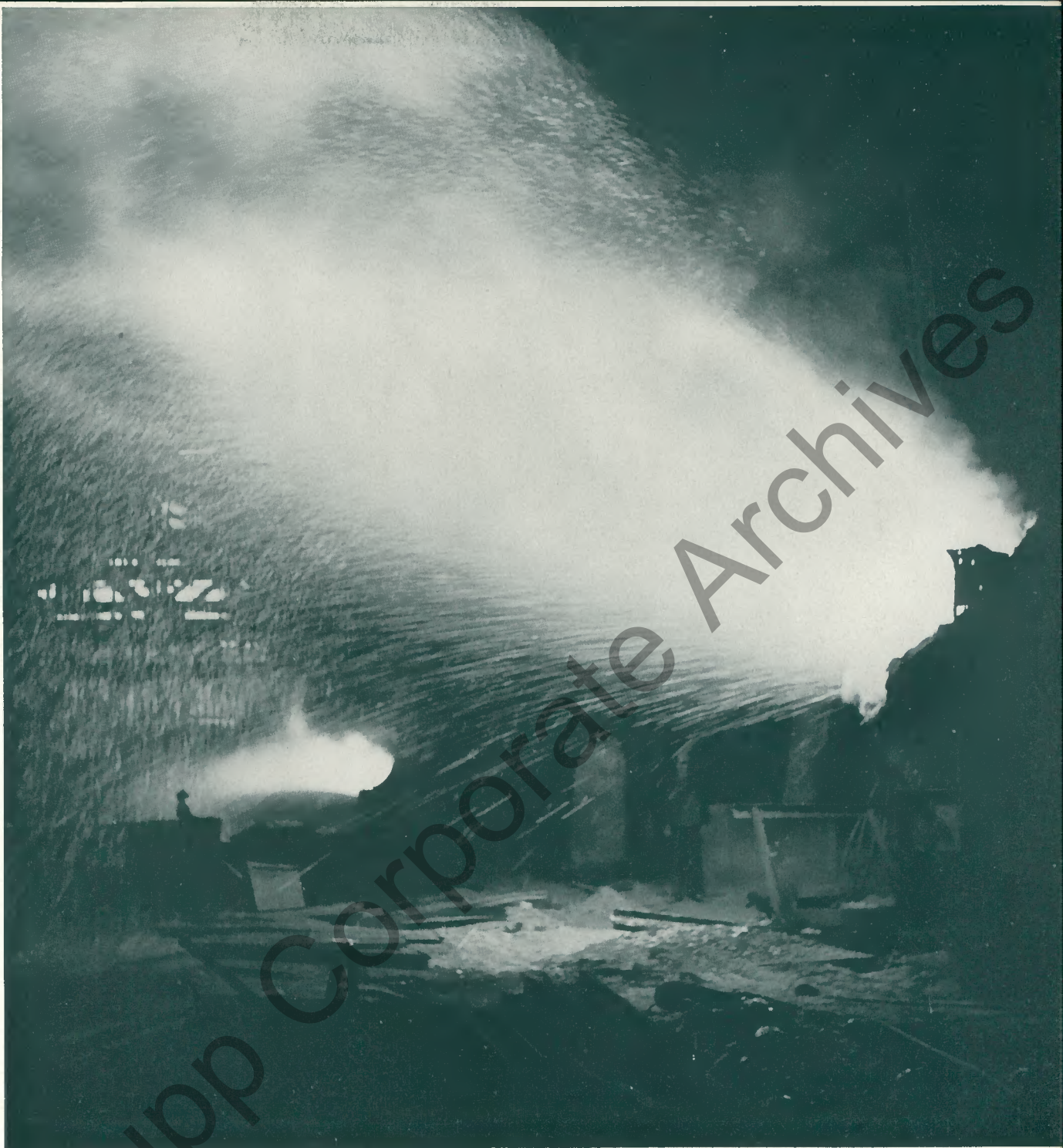
Eine Betriebsgemeinschaft kann nicht werden ohne einen festen Arbeiterstamm. Gemeinschaft braucht Beharrlichkeit, Dauer und Gewöhnung. Die Betriebsgemeinschaft braucht eine gewisse Stetigkeit und Folge des Wachstums. Betriebe, die ein Laubenschlag für die Arbeiter sind, können kein Gemeinschaftsleben entwickeln, Betriebe, die alte Arbeiter schlecht behandeln oder sich nicht rechtzeitig um Nachwuchs

kümmern, ebenfalls nicht. Das echte Gemeinschaftsgefühl schaltet ja nicht allein horizontal, sondern auch vertikal. Das heißt: es fühlt nicht nur die Verbundenheit mit dem Nebenmann, sondern auch mit dem Vorder- und Hintermann, sowohl mit dem alten Geschlecht, auf dessen Schultern wir stehen, als mit der jungen Generation, die uns im Lebenskampf ablösen wird. Genau so ist es mit der Betriebsgemeinschaft. Sie ist am lebendigsten und stärksten dort, wo ein fester Arbeiterstamm besteht, wo der Belegschaftsaufbau gesund und die Geschlechterfolge gesichert ist.

Es gibt nicht wenige Werke an der Ruhr, bei denen gerade diese Gemeinschaftselemente bewußt und seit langem gepflegt werden. Beim Bochumer Verein, der auf eine ehrenvolle Tradition zurückblickt, gibt es noch heute Werksangehörige, die bereits in der dritten Generation in ein und derselben Werkswohnung sitzen. Die Gefolgschaft des Hörder Vereins besteht überwiegend aus Ortsansässigen, die vielfach auf eigener Scholle mit Kotten sitzen.

Eine Macht von stärkster gemeinschaftsbildender Kraft sind Tradition und Korpsgeist. Jeder, der Soldat war, weiß um





In der Stahlküche.

Lichtbild: Helmke-Winterer.

die magische Wirkung der Tradition; jeder Pennäler weiß um die zwingende Kraft des Korpsgeistes.

Ist die Industrie traditionslos? Sie ist es nicht. Man muß folgendes Bild einmal gesehen haben, um die Traditionskraft zu ermessen, die in manchen Betrieben an der Ruhr lebendig ist: In Bochum wird ein Arbeiter zu Grabe getragen. Er wird bestattet wie ein Mann, der viele Freunde hat. Die Klänge des Trauermarsches begleiten den Sarg, ihn spielt die Werkskapelle des Bochumer Vereins. Dem Toten folgt im schwarzen Rock die ganze Belegschaft seiner Werkstätte, vom Jungarbeiter bis zum Abteilungsleiter, kein Vorgesetzter fehlt. Im Trauerzuge wird die Werkstoffahne mitgeführt. Jede Werkstoff des Bochumer Vereins hat eine solche Fahne, sie wird bei der Gründung einer neuen Werkstoff von der Gefolgschaft

angeschafft. Einige dieser Fahnen haben eine alte Geschichte: sie stammen noch aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die jüngste wurde 1934 geweiht. Es ist wie ein Bild aus Zunftzeiten. Hier ist eine kameradschaftliche Form der Geselligkeit, eine feste Betriebstradition in langen Jahrzehnten aus dem Werk selbst hervorgewachsen. Man muß einmal diese Werkstoffahnen zusammen gesehen haben, die eine vergilbt, die andere noch seidenfrisch, von knorrigen Säusen gehalten, im Winde flatternd, hinter den Fahnenstücken die Holzschnittgesichter westfälischer Walzwerker und Sacharbeiter, eine Fahnenkompanie der Arbeit. Das ist ein Bild, das man nicht vergißt. In ihm fließt die Erinnerung an alte Handwerker gilden mit dem Geist des Soldatentums zusammen: Preußentum der Arbeit.





Bild: Gebirge-Winterer.

### Arbeitertum der Zukunft.

Wie steht es um die Veteranen der Arbeit an der Ruhr? Das Reich der Arbeit ist gespannt zwischen Jugend und Alter. Und wenn es in Ordnung ist, braucht es beide: den jungen und den alten Arbeiter. Es darf ihm nicht an Nachwuchs fehlen, der das Werkzeug mit frischem Schwung aufnimmt, aber auch nicht an der alten Garde, die Erfahrung und Besonnenheit verkörpert und jedem Betrieb das konservative Element gibt, das es neben dem vorwärtsdrängenden Fortschritt zum Ausgleich braucht. Und zu einem gesunden Arbeitsleben gehört ferner, daß es den Arbeitsveteran in Ehren entläßt und so, daß er ohne Existenzsorgen dem arbeitslosen Lebensabend entgegensehen kann. Das ist von der Arbeit viel verlangt. Sagen wir ruhig: es ist das Ideal, schwer zu erreichen. Aber festhalten muß man: ein Stand ist überall nur da, wo als Lohn einer fleißigen und langen Mannesarbeit ein Feierabend des Lebens möglich ist, der ohne die schwersten Existenzsorgen verbracht werden kann.

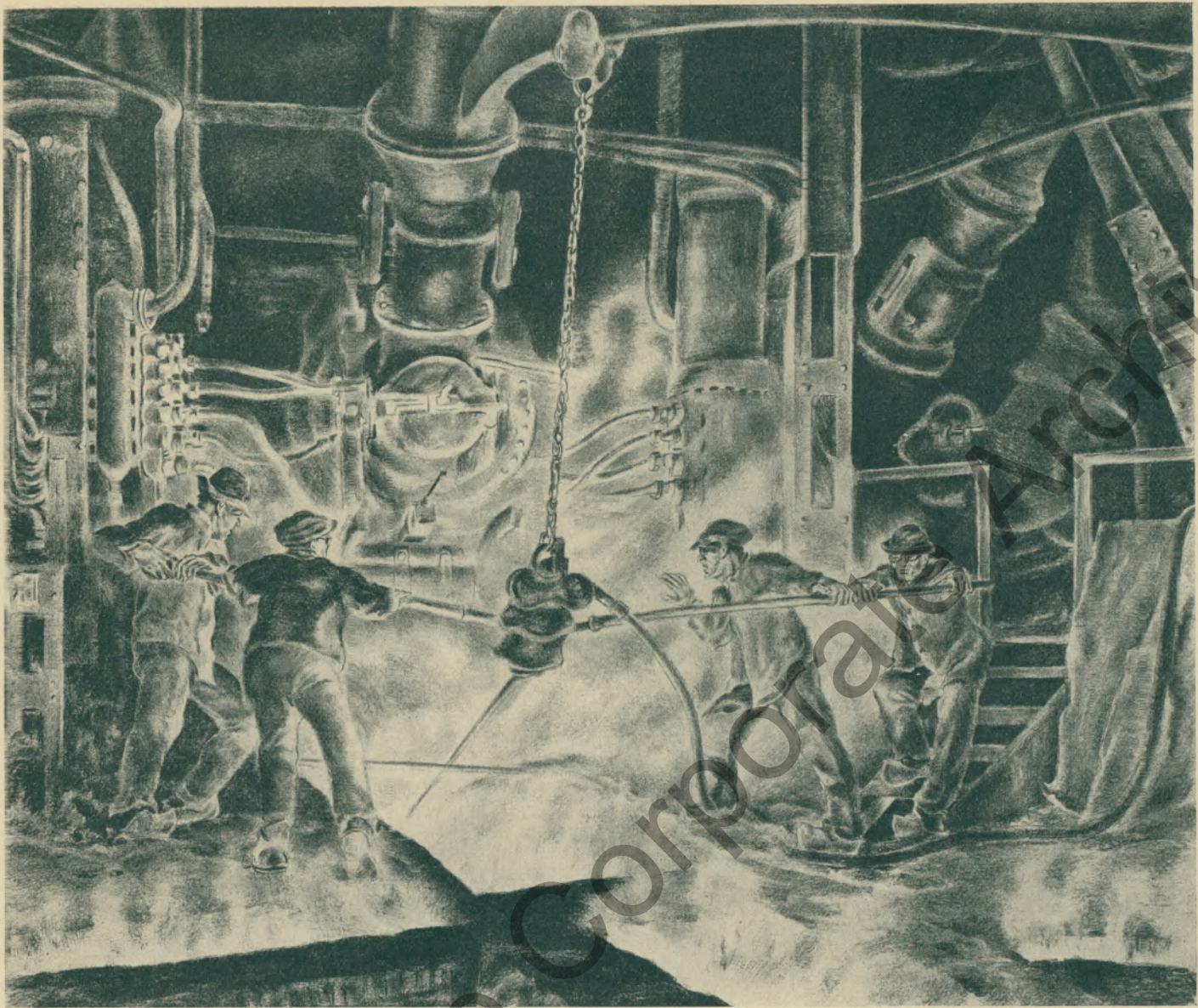
In den vergangenen Jahren ist vielfach draußen im Land die Meinung aufgefaßt, als ob die Industrie die jungen Kräfte vorziehe und die alten Leute vor der Zeit, noch wenn sie rüstig sind, abzustoßen suche. Diese Meinung findet in der Betriebspolitik der Ruhrindustrie keine Stütze, vor allem nicht in den hinter uns liegenden Krisenjahren. Im Gegenteil: soweit entlassen werden mußte, sind die jüngeren Arbeitsklassen, die Ledigen und Kinderlosen bevorzugt worden.

Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit baut die neue deutsche Sozialverfassung in hohem Maße auf die Betriebsgemeinschaft auf. Der Unternehmer ist, auch sozial, Führer des Betriebs und als solcher dem Treuhänder der Arbeit verantwortlich. Das Gesetz legt ihm auf, für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen. Einer der Verfasser dieses Gesetzes, Ministerialdirektor Dr. Mansfeld, gibt diesem Satz folgende Deutung:

„Es wäre durchaus denkbar, daß man bei einer künftigen gesetzlichen Neuregelung grundsätzlich einmal davon ausgeht, daß zunächst der Unternehmer als treuer Führer und Kamerad seiner Gefolgschaft für seine Mitarbeiter einsteht und die Allgemeinheit erst dann mit gesetzlichen Versicherungseinrichtungen einspringt, wenn die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Unternehmers erschöpft sind.“

Hinter dieser Zielsetzung taucht eine Vision auf: Der Betrieb als Heimat! Kann der Betrieb diese Erwartung erfüllen? Hier muß man sich sowohl vor einem Pessimismus hüten, der nur sieht, daß ein Betrieb sterblich und von Konjunkturen abhängig ist, als auch vor einem Sozialoptimismus, der übersieht, daß die betriebliche Sozialpolitik ihre Grenzen hat. Der Betrieb ist weder Hölle noch Paradies. Er ist ein Stück Welt mit ihrer Härte und täglichen Erprobung, mit Ernst und Bedrängnis, aber auch mit Bewährung, Erfolg und Freude. Er kann zu einem Stück Heimat werden, aber nicht das Leben des Arbeiters vollständig sichern und gegen Schicksal und Not abriegeln. Das heißt dem Betrieb zuviel zumuten. Die betriebliche Sozialpolitik hat niemals den Anspruch erhoben, allein notwendig zu sein und die staatliche Sozialpolitik überflüssig zu machen. Worum sie kämpft, war ihr anerkannter Platz im deutschen Sozialgebäude, und zwar ein fundamentaler Platz. Es gilt also festzuhalten, auch für die Zukunft: Die betriebliche Sozialpolitik will nicht an die Stelle der staatlichen Sozialpolitik treten, sondern sie ergänzen. Man kann von einem Werk nicht soziale Lösungen und Fortschritte verlangen, die sich das ganze Volk, die gesamte Wirtschaft der Nation, in gemeinsamer Kraftanstrengung erkämpfen muß. Hinter dem Betrieb, der untergehen kann, muß die Volksgemeinschaft als Helfer stehen.





Abstich am Hochofen.

Zeichnung von L. G. Schmidbauer.

## Woher bezieht Deutschland sein Eisenerz?

Von Bergassessor Walter Luyken.

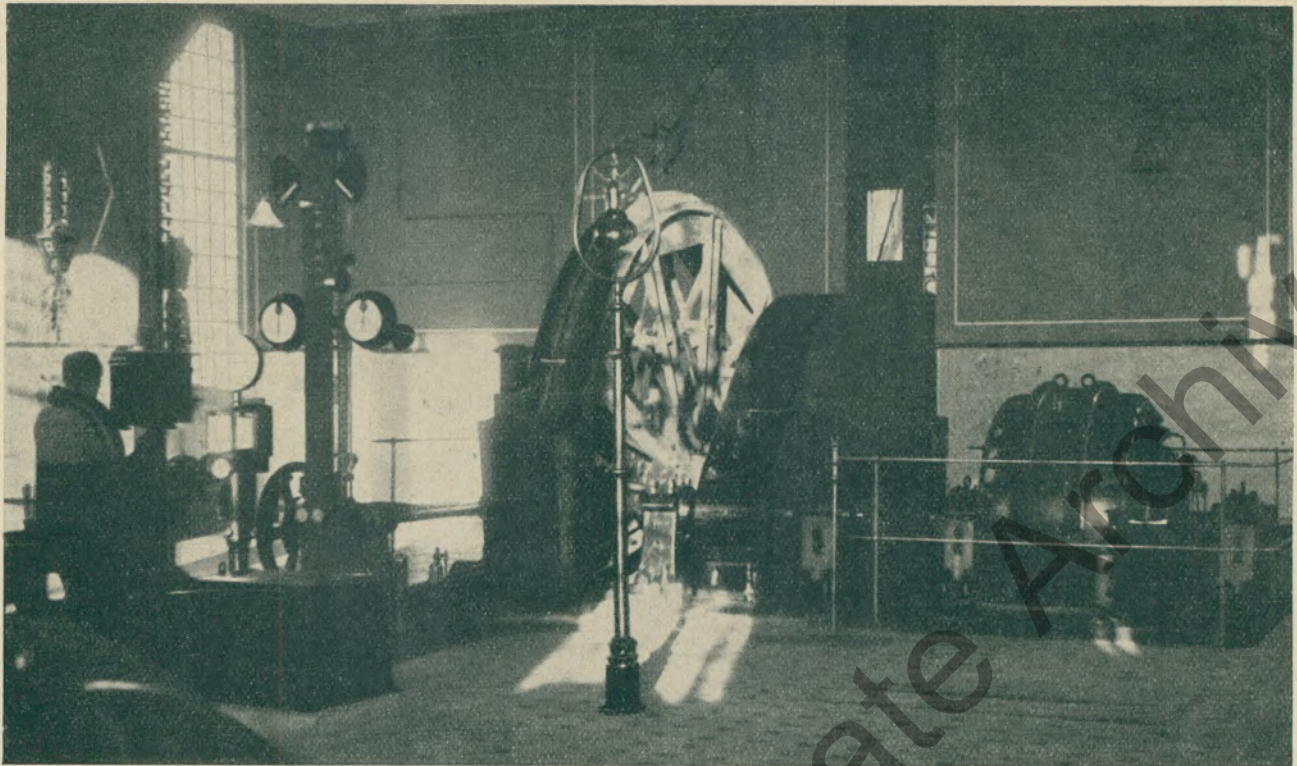
Arbeitsbeschaffung ist das Lösungswort unserer Zeit, und wir alle wissen, daß es das große Heilmittel ist, welches unser ausgezehrtcs Deutschland wieder zu Kräften bringen wird und einer neuen Höhe entgegenführt. Wir haben also Grund, derer zu gedenken, die in der Arbeitsbeschaffung Besonderes leisten. Sieht man nun einmal von den Wirken und den Leistungen einzelner Menschen auf diesem Gebiet ab, dann kann sich vor allem der Hochofen melden und den Anspruch erheben, daß er durch das, was er täglich an Erzeugnissen der Arbeit aufnimmt und dann in neuer Form an andere Arbeitsstätten weiterleitet, die erste Stelle in der Arbeitsbeschaffung einnimmt. In runden Zahlen angegeben, frist ein einziger großer Ofen nämlich täglich für 40 000 bis 50 000 RM. Eisenerze, Brennstoffe und anderes, und das, was er in die Weiterverarbeitung hineingibt, hat einen Wert von etwa 60 000 bis 70 000 RM.

In den letzten Jahren haben sich in Deutschland etwa sechzig bis hundert Hochoföen in Betrieb befunden, und der

Wert ihrer Roheisenerzeugung überschritt beispielsweise in dem wirtschaftsgünstigen Jahre 1929 den Betrag von 1 Milliarde RM. In dem gleichen Jahre stellte sich der Wert der verbrauchten Eisen- und Mangenerze auf rund 400 Millionen RM., wovon auf die deutsche Erzeugung etwa 62 Millionen RM. entfielen.

Einen Überblick über die Herkunft der deutschen Eisenerze soll die Abb. 3 geben. Sie zeigt zunächst die Lage der wichtigeren Gewinnungstätten, die sich hauptsächlich auf West-, Mittel- und Süddeutschland verteilen. Auf der rechten Seite der Abbildung sind die verschiedenen Gebiete namentlich aufgeführt, und zwar in der Reihenfolge der im Jahre 1928 in ihnen geförderter Eisenerzmengen. Dabei entspricht die Größe der schwarzen Quadrate dem Verhältnis ihrer Fördermengen. An erster Stelle steht das häufig genannte Siegerland, das einen sehr edlen, manganhaltigen Spateisenstein fördert. Er tritt auf Gangspalten auf, die sehr steil in die Tiefe setzen und infolge meist nicht sehr großer Ausdehnung





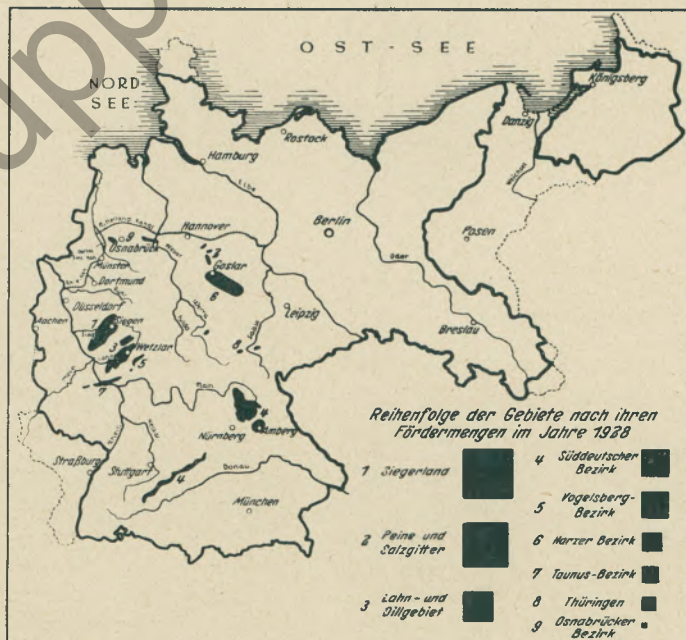
Blick in die neue Maschinenhalle der im August 1933 wieder in Betrieb genommenen Siegerländer Eisenerzgrube „Silberwiese“ (Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft). In der Mitte die neue elektrische Fördermaschine, links der Fördermaschinist vor dem Leufenanzeiger.

den Bergbau bald in größere Tiefe vordringen lassen. Infolgedessen sind die Gewinnungskosten hoch, was wiederholt den Wunsch nach staatlicher Hilfe hat entstehen lassen. Trotz solcher Beihilfen ging es aber mit dem Bergbau stark abwärts; denn von den sechzig Gruben, die noch vor dem Kriege in Förderung standen, waren in der Krise 1932 nur noch fünf in Betrieb. Gegenwärtig wird eine staatliche Unterstützung für Arbeiten zur Auffindung neuer Gangmittel gewährt, was aus nationalen Gesichtspunkten heraus dringend erwünscht ist. Diesen Arbeiten, die sich auf neuere Ansichten über die Entstehung der Erzgänge stützen, ist auch schon ein kleiner Erfolg beschieden worden, dem sich hoffentlich noch weitere anschließen werden.

Die bergmännische Gewinnung und Verhüttung der Siegerländer Erze ist sehr alt, was die sehr beachtenswerten Ausgrabungen Krassa von vielen kleinen Lupenöfen aus der frühen Latène-Zeit<sup>1</sup> erwiesen haben. Während die Verhüttung der Erze früher fast ausschließlich im Siegerland selbst vorgenommen wurde, hat sich in den letzten Jahrzehnten eine

allmähliche Wandlung vollzogen, indem heute bei weitem der größte Teil der Erze auf Werken des Ruhrbezirks verarbeitet wird.

Dem Siegerland südlich benachbart ist das Eisenerzrevier an Dill und Lahn, in dem ein Roteisensteinlager vulkanischer Entstehung, das recht große Verbreitung besitzt, ausgebeutet wird. Leider sind die Erze nicht sehr reich und auch der künstlichen Anreicherung schwer zugänglich. Ihre wirtschaftliche Stellung war daher in den letzten Jahrzehnten eine schwierige und die Veranlassung, daß der Anteil dieses Reviers an der deutschen Eisenwirtschaft immer mehr zurückging. Wirtschaftlich recht eng mit dem Lahn-Dill-Gebiet verknüpft ist der Eisenerzbergbau auf dem oberhessischen Vogelsberg. Durch Verwitterung von Basalten sind hier Brauneisensteinlager gebildet worden, in denen sich das Erz konkretionär<sup>2</sup> von den tonigen Verwitterungsresten getrennt hat. Obwohl nun die ganze Erzmasse verhältnismäßig sehr eisenarm ist, sind die Bedingungen für eine Läuterung so günstig, daß auf billige Weise ein leicht verhüttbares Wascherz erzeugt werden kann. Da dieses für



Die Lage der wichtigsten Eisenerz fördernden Gebiete im Deutschen Reich.

<sup>1</sup> Vgl. „Das Werk“ 1933 S. 517/520: Krassa, „Auf den Spuren vorchristlicher Eisenhüttenleute im Siegerland“.

<sup>2</sup> Lat. concretio = Zusammenballung. Von einem Mittelpunkt ausgehende Abscheidung fester Stoffe.







Westen hin flözartig die jüngeren Gesteinschichten unterlagert. Die Bildungsbedingungen sind ähnlich wie bei den Isfuder Erzen gewesen. Der Eisengehalt der Erze ist teils an sogenannte Dolithe, teils an bohnenförmige Erzbildungen gebunden, teils in der Grundmasse sehr fein verteilt. Dadurch ist die Anreicherung und insbesondere die Entfernung des beträchtlichen Kieselsäuregehaltes nicht leicht durchführbar; dem technischen Fortschritt wird es aber sicher gelingen, die großen Vorräte, die hier vorhanden sind, einer vermehrten Nutzbarmachung zuzuführen. Weiter schließen dann im Harzvorlande noch Erze in der Nähe von Bad Harzburg an, die früher auf der Mathildenhütte zusammen mit Erzen des Harzes von Elbingerode und Hüttenrode verarbeitet wurden. Für diese Vorkommen ist die Bauwürdigkeit abhängig davon, ob die genannte Hütte wieder in Betrieb kommen wird.

Weiter birgt Thüringen Eisenerze. Sie sind recht verschiedenartig und haben überwiegend örtliche Bedeutung für das Hochofenwerk in Untervellenborn, dessen Erzeugungsmengen nicht sehr erheblich sind. Als letztes der wichtigeren Wirtschaftsgebiete ist dann noch der bayerische und württembergisch-badische Bezirk zu nennen. Die reichen Braun- und Spateisenerze von Amberg und Sulzbach bilden die Grundlage der Luitpoldhütte in Amberg und der Markhütte in Rosenberg. Entstanden sind diese Erze durch Umlagerung der den fränkischen und schwäbischen Jura durchziehenden Doggererze. Diese selbst sind verhältnismäßig eisenarm, wobei dieser Eisengehalt an keine Dolithe gebunden ist, die in einer sandigen bis tonigen Grundmasse eingeschlossen sind. Da es sich um sehr große Erzmengen handelt, die recht gleichmäßig in den Juraschichten anstehen und daher verhältnismäßig billig abgebaut werden können, hat man sich sehr lebhaft mit den Anreicherungsmaßnahmen für diese Erze beschäftigt, und als Erfolg dieser Bemühungen wird demnächst im südlichen Baden ein Abbau dieser Erze einsetzen. Da es an nahe gelegenen Hochofenwerken fehlt, werden diese Erze die große Entfernung bis zum Ruhrgebiet zu überwinden haben.

Damit ist in großen Zügen der deutsche Bergbau auf Eisenerze geschildert. Wie schon einleitend gesagt wurde, beziehen wir aber sehr große Mengen aus dem Ausland. Ein sehr erheblicher Lieferer ist zunächst das lothringisch-luxemburgische Minettegebiet. Das in den mächtigen Bänken abgelagerte oolithische Brauneisenerz weist günstige Phosphor- und Kalkgehalte auf, so daß es für die Thomasisenerzeugung sehr geeignet ist. Für unser Vaterland war der Verlust dieses Reviers sehr schmerzlich wegen der sehr großen Vorräte, die an diesen Erzen vorhanden sind, dann aber auch wegen der wirtschaftlich sehr starken Stellung, die das Minettegebiet mit seinen sehr niedrigen Selbstkosten in der europäischen Eisenwirtschaft innehat. Der Versand der Minette ins Ruhrgebiet erfolgt teils unmittelbar über die Bahn, teils werden auch der Rhein-Marne-Kanal und der Rhein benutzt.

Sehr große Erzmengen kommen dann aus Schweden, und zwar insbesondere aus den großen, nördlich des Polarkreises gelegenen Erzvorkommen von Kiruna und Gellivara<sup>3</sup>. Um die Erschließung dieser Vorkommen hat einst ein schwerer Kampf gegen Schnee, Kälte und lange Winterdunkelheit geführt werden müssen, der von manchen bitteren Rückschlägen insbesondere deswegen begleitet war, weil erst das Thomasverfahren die Verarbeitung dieser phosphorhaltigen Erze in großem Umfange ermöglichte. Entstanden sind die lappländischen Erze in einer sehr frühen Stufe der erdgeschichtlichen Entwicklung durch Aussonderung aus umfangreichen sauren Eruptivgesteinen. Bemerkenswert ist vor allem die

<sup>3</sup> Vgl. „Das Werk“ 1930, S. 290/94; Einz. „Schweden als Industrieland“ und 1931, S. 409/13; Köster, „Auf Erzschiff und Erzbahn zum Erzberg Kirunavaara“.

gewaltige, fast aus reinem Magnetit mit wenig Apatit bestehende Erzlinse von Kiruna, die bei etwa 4 Kilometer Länge eine größte Mächtigkeit von fast 200 Meter erreicht. Diese Erzlinse trat auf dem Kamm eines Bergrückens zutage, so daß ein großer Teil der Erze im Tagebau gewonnen werden konnte. Mit dem Fortschreiten des Abbaus wird man jedoch stärker zum Tiefbau übergehen müssen. Durch eine Bahnlinie, die den norwegischen Hafen Narvik mit Lulea im Bottnischen Meerbusen verbindet, sind diese Erzvorkommen erschlossen, und da der Hafen von Lulea im Winter lange Zeit zugefroren ist, nimmt die Hauptmenge der Erze ihren Weg über Narvik. Abnehmer für diese Erze ist in erster Linie Deutschland, dann England, Belgien und Holland. In den letzten Jahren sind sogar Lieferungen bis nach Nordamerika erfolgt. Auch aus Mittelschweden gelangen Erzlieferungen an deutsche Hüttenwerke, und zwar insbesondere aus den Gruben von Grängesberg. Sonst ist aber der mittelschwedische Eisenerzbergbau im wesentlichen auf die Versorgung der eigenen Hüttenwerke eingestellt.

Hatte die Ausbildung des Thomasverfahrens der Minette und den nordschwedischen Erzen die Wege geebnet, so war sie andererseits recht nachteilig für die Nachfrage nach spanischen Erzen, weil diese gerade für die Stahlerzeugung in der Bessemerbirne sehr geeignet sind. So liegt die große Zeit schon weit zurück, als unter den nach Deutschland eingeführten Erzmengen die aus Spanien an erster Stelle standen, als ferner mannigfache Beteiligungen von Deutschen an den Gruben bei Bilbao zustande kamen, und als man den spanischen roten Kampanil die Krone aller Erze nannte, der, wie man scherzweise sagte, den Ofen nur Sonntags zugeführt werden sollte. Andererseits erwuchs den spanischen Gruben in den nordafrikanischen ein sehr ernster Wettbewerber, zumal die Erze Nordafrikas hinsichtlich der Güte den spanischen durchaus nicht nachstehen. So halten sich denn heute die deutschen Bezüge an spanischen und nordafrikanischen Erzen ziemlich auf der gleichen Höhe. Als sehr bedauerlich muß es dabei bezeichnet werden, daß die einflußreiche Stellung, welche sich die Brüder Mannesmann seinerzeit im nordafrikanischen Erzbergbau verschafft hatten, für Deutschland wieder verlorengegangen ist.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß wir sogar Erze aus Neufundland in Nordamerika beziehen. Das Vorkommen dieses minetteähnlichen Erzes liegt auf einer kleinen Insel und wird meist nach dem Namen des Verschiffungshafens als Wabanaerz bezeichnet. Bis zum Ruhrgebiet hat es eine Entfernung von etwa 4500 Kilometer zu überwinden, was zeigt, wie billig die Wasserfracht gegenüber den Bahnfrachten im allgemeinen ist und wie wichtig es für die Verwendung deutscher Erze ist, daß die Bahnfrachten nicht zu hoch sind. Als Beispiele besonders weiter Verfrachtungen auf der Bahn seien Lieferungen von russischen Krivoi-Rog-Erzen nach Oberschlesien, von Erzen aus der Bretagne und Normandie in Nordfrankreich nach dem Saargebiet und der Austausch Erz gegen Koks erwähnt, der vom Erzberg in Steiermark zum Ruhrgebiet hin stattfindet.

Es können hier natürlich nicht alle Stellen genannt werden, von denen Deutschland sein Eisenerz heranzieht, aber es sind, wie die kurze Übersicht schon zeigte, recht viele. So sind wir trotz unserer erheblichen Abhängigkeit von ausländischen Bezügen glücklicherweise nicht auf die Preisforderungen einer bestimmten Stelle angewiesen.

Nun hat aber das neue einige Deutschland den Kampf um die vermehrte Verwendung deutscher Erze auf der ganzen Linie einheitlich aufgenommen, und es ist sicher, daß ihm Erfolge beschieden sein werden. Leider sind nur die Deutschland verbliebenen Erzvorräte so gering, daß auf den Bezug ausländischer Erze nie ganz wird verzichtet werden können.



# Ein deutsches Bergwerk fördert jährlich 120 Pfund Gold.

Von  
Hans Werner Ludwig.



Der Steiger prüft das Gestein.

In dem verhältnismäßig wenig bekannten schlesischen Bergstädtchen Reichenstein, das, idyllisch hingelagert, am Ostabhang der Sudeten liegt, befindet sich das einzige deutsche Arsenerzbergwerk und zugleich die einzige deutsche Stätte, an der Gold aus deutschen Erzen gewonnen wird. Diese Tatsache, die in verschiedenfachster Wandlung im Laufe der Jahrhunderte immer wieder eine neue Bedeutung gewann, rechtfertigt die Bezeichnung des Ortes, denn der an Gehalt sehr „reiche Stein“ dieses Berganges ist das wirtschaftliche Rückgrat des gesamten nahezu zehntausend Menschen zähl-

den Grenzbezirks und zugleich in Gegenwart und Vergangenheit ein wichtiger Baustein der deutschen Volkswirtschaft gewesen.

Die ersten Ursätze des Reichensteiner Bergbaues sind in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nachweislich wurde von den Wenden bereits zu Karls des Großen Zeiten im Anfang des zehnten Jahrhunderts in Schlesien Bergbau betrieben. Das Reichensteiner Bergwerk, das zweifellos als das älteste Erzbergwerk Schlesiens, vielleicht sogar als das älteste Deutschlands gelten darf, war, wenn auch in



Vor der Einfahrt.



Im Stollen.



der Form des primitiven Tagebaues, schon im Jahre 933 in Betrieb.

Von einem geregelten Bergwerksbetrieb konnte vor tausend Jahren in Reichenstein natürlich noch keine Rede sein. Zu jener Zeit war jeder einzelne Bergmann als sogenannter „Eigenlöhner“ auf eigene Rechnung mit der Erzförderung in dem ihm gehörigen kleinen Stollen beschäftigt. In der gleichen einfachen Weise, in der das Erz abgebaut wurde, wurde auch das Gold durch Schmelzen gewonnen. Erst im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde das Bergwerk in einen Genossenschaftsbetrieb umgewandelt. Im Jahre 1529 befand sich die Hälfte des ganzen Bergwerks in den Händen der reichen Augsburger Familie Tugger, während sich der übrige Rest auf viele kleine Werke verteilte. Trotzdem die Reichensteiner Goldgewinnung in dieser Zeit kaum von größerer Bedeutung gewesen sein dürfte, waren schon damals insgesamt 145 Grubenschächte und Stollen vorhanden. Bei Beginn des sechzehnten Jahrhunderts belief sich die jährliche Ausbeute schon auf 630 Gewichtsmark 22- bis 23karätigen Goldes, was nach heutigem Geld etwa 300 000 Reichsmark entspricht. Damals errichteten die schlesischen Herzöge in Reichenstein eine eigene Münze, in der sie ihre Golddukatens prägen ließen. Nach Abbau der goldreichsten Erze übernahm im Jahre 1698 ein ehemaliger Feldapotheker das gesamte Bergwesen und versuchte es lediglich auf die Arsenikgewinnung umzustellen, da die Goldproduktion infolge der damals noch nicht bekannten schwierigen Schmelzverfahren sich als unmöglich erwies. Der Versuch scheiterte jedoch.

Erst den Fortschritten der Chemie sollte es im neunzehnten Jahrhundert gelingen, die kostbaren Reichensteiner Erze für die Gold- und Arsenikgewinnung gleichzeitig nutzbar zu machen. Der Anlage eines modernen Bergwerksbetriebes folgte die Verwendung der Dampfkraft zum Zwecke der Erzförderung, die bald danach wiederum durch die Schaffung elektrischer Förderanlagen verbessert wurde. Einen gewaltigen Aufschwung nahm das Werk in der Nachkriegszeit, in der die Förderziffern infolge des gewaltigen Arsenikbedarfes auf dem Weltmarkt auf nahezu 50 000 Tonnen im Jahr anstiegen. Heute beträgt die monatliche Förderung etwa 2200 Tonnen. Ein großer Teil des gewonnenen Arseniks wird in einer dem Werk angegliederten chemischen Fabrik als Pflanzenschutzmittel verarbeitet und geht von hier zum Zweck der Schädlingsbekämpfung in alle Welt.

Die Goldgewinnung, die im Jahre 1896 insgesamt 70 Kilogramm Feingold betrug, stieg bis zum Jahre 1909 auf das Dreifache. Das Gestein wird zunächst in einem Stein-



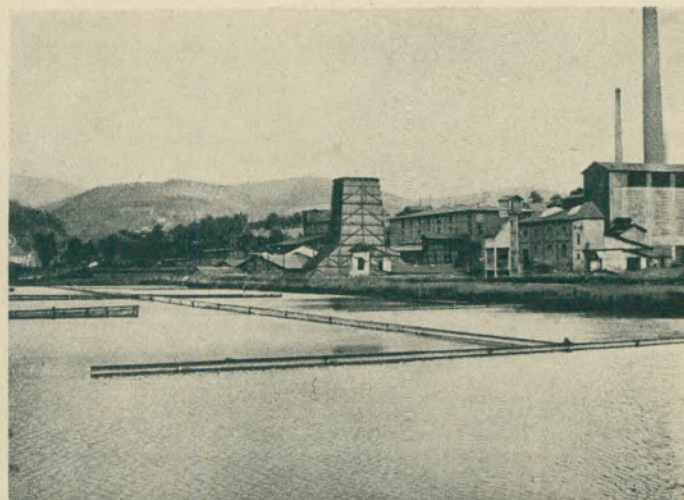
Lichtbild: Kevstere.

Erztransport zur Kläranlage.

brecher zerbrochen, dann in der Trockentuzelmühle und in der Nagelmühle zerkleinert und feinst gemahlen. Im Chlorationsverfahren wird durch Föstung, Anfeuchtung und Chlorgasbehandlung Goldchlorid gewonnen, bis nach weiteren chemischen Prozessen schließlich das Gold ausgesondert ist. Nachdem der Betrieb im Jahre 1932 vorübergehend stillgelegt werden mußte, ist die Goldgewinnung im Januar 1933 wieder aufgenommen worden und beträgt augenblicklich monatlich etwa 5 Kilogramm Feingold.



Das goldhaltige Erz wird zerkleinert.



Das Arsen- und Goldbergwerk Reichenstein.





Raubreif.

Lichtbild: Fritz Schwäbe.

## Tiere als Wetterpropheten.

Von Graf Carl v. Rindowström.

Von alters her galt eine ganze Anzahl von Tieren als Wetterverkündiger. Unser Laubfrosch ist nur ein kärglicher Rest dieser Barometerfauna, wenn man so sagen darf, die auch in den alten volkstümlichen Bauernregeln eine große Rolle gespielt hat. Vielleicht würde es sich lohnen, einzelne der Behauptungen von den meteorologischen Fähigkeiten bestimmter Tiere erneut nachzuprüfen.

An erster Stelle unter diesen Wetterpropheten steht die Spinne. Ihr Ruf wurde besonders begünstigt durch lang-

jährige Beobachtungen des Generals Quatremère d'Isjonval, die dieser im Laufe einer Haft von 89 Monaten Dauer im Gefängnis zu Utrecht anzustellen mußte und Gelegenheit hatte. Im Jahre 1787 war er wegen Beteiligung am Aufstande der holländischen Patrioten beim Einrücken der preussischen Truppen verhaftet und zu fünfundsiebenzigjähriger Kerkerhaft verurteilt worden.

Die Beobachtungen Quatremères laufen kurz auf folgendes hinaus: Je weiter die Winkelspinne, die ihr kunstloses



Gewebe in Ecken und Ritzen setzt, vorn in ihrem Neze sitzt, und je weiter sie die Vorderbeine ausstreckt, auf desto anhaltenderes schönes Wetter kann man rechnen. Je weiter sie sich aber mit umgekehrtem Leibe in ihr Schlupfloch zurückzieht, desto schlechter wird das Wetter. Die Hängespinnen, insbesondere alte Kreuzspinnen, sollen ebenfalls sehr zuverlässige Wetterkündigerinnen sein. Sie erneuern täglich ihr Netz. Fällt dieses klein aus, so ist Regen zu erwarten. Vergrößert sie ihr Netz, so darf man auf besseres Wetter hoffen. Ist die Spinne besonders eifrig, spinnst sie die Transversalen sehr lang oder setzt sie neue Hauptfäden an und zieht sie weit auseinander, so deutet das auf anhaltendes Schönwetter. Derartige Beobachtungen wurden seinerzeit von Meteorologen und Naturforschern wie C. v. Deynhausen, Schübler, Joseph Weber und anderen angestellt oder bestätigt. Der letztere behauptet im Jahre 1800 geradezu, die Spinne zeige durch ihr Verhalten auf neun bis vierzehn Tage das Wetter im voraus an. Man müsse es nur richtig zu deuten verstehen.

Von Quatremère und seinen Winkelspinnen wird die folgende Anekdote erzählt: Als im Winter 1794 der Führer der französischen Revolutionsarmee, Pichegru, sich durch plötzlich eintretendes Tauwetter gezwungen sah, seinen Vormarsch in Holland über das Eis aufzugeben und schon daran dachte, zu kapitulieren, da ließ ihm Quatremère aus dem Gefängnis durch einen geheimen Boten am 16. Januar 1795 die Nachricht zukommen, daß seine Spinnen ihm ein spätestens in vierzehn Tagen eintretendes Frostwetter prophezeiten. Pichegru schenkte dieser Versicherung Glauben, und tatsächlich trat nach zwölf Tagen eine so heftige Kälte ein, daß das Eis auf Flüssen und Kanälen zu einer starken Decke, die selbst die schwersten Kanonen tragen konnte, gefror. Am 28. Januar zogen die Franzosen in Utrecht ein, und Quatremère wurde aus seinem Kerker befreit.

Wiel zuverlässiger als der Laubfrosch soll auch der Blutegel sein. Hält man Blutegel im Glase, das oben mit durchlöcherter Blase zugebunden ist, so kann man ihr Verhalten genau beobachten. Sie bleiben ruhig und zusammengerollt auf dem Sande am Boden liegen, wenn das Wetter beständig bleibt; das heißt, im Sommer hell und schön, im Winter trockene Kälte. Bewegen sie sich im oberen Teile des Wassers umher, so hat man binnen 24 Stunden Regen zu erwarten bzw. Schneefall. Sind sie sehr unruhig, so deutet das auf Wind. Stehen Gewitter am Himmel, so kommen die Blutegel an die Oberfläche des Wassers und zeigen krampfartige Zuckungen; ein Zeichen, daß sie unter der Witterung leiden. Diese Erfahrungen hat der Naturforscher und Pastor zu Quedlinburg, Johann August Ephraim Goeze, gemacht, und W. Chr. Orphal, der 1805 in einem eigenen Büchlein die wirklichen oder angeblichen Wetterpropheten im Tierreiche kritisch Revue passieren läßt, pflichtet ihm bei. Unter den nicht eben zahlreichen brauchbaren wetterfühligen Tieren läßt Orphal noch den Peißer oder Schlammbeißer (*Schmerl*; *Cobitis fossilis* mit seinem wissenschaftlichen Namen) gelten, der geradezu als „Wetterfisch“ bezeichnet und in Schwaben wie im Hannoverschen anstatt des Laubfrosches in Gläsern gehalten wurde. Solange er sich ruhig verhält, bleibt das Wetter beständig. Beginnt er aber unruhig zu werden, im

Sande herumzuzwühlen oder sucht er gar aus dem Glase herauszuspringen, so erfolgt bestimmt noch an demselben oder mindestens am folgenden Tage Regen, Sturm und Ungewitter.

Viele volkstümliche Wetterregeln, die vielfach noch heute im Schwange sind, entbehren jeder Grundlage. Wenn zum Beispiel ein Hund Gras frisst, so deutet es das auf eine Verdauungsstörung des Hundes und nicht auf kommenden Regen. Auch den Fledermäusen, dem Igel, dem Maulwurf und manchen anderen Tieren wurde ein feines Empfinden für Witterungswechsel angedichtet. So soll man zum Beispiel mit Regenwetter rechnen dürfen, wenn der Maulwurf seine Haufen hoch aufwirft. Der eigentliche Wetterkündiger ist aber hier nicht der Maulwurf, sondern der Regenwurm, dem der Maulwurf nachgeht. Ist das Erdreich trocken, so ziehen sich die Regenwürmer tiefer in den Boden zurück. Der Maulwurf folgt ihnen und macht seine Gänge daher ebenfalls tiefer. Sobald der Regenwurm aber Regenluft wittert, steigt er wieder höher empor, und der Maulwurf macht dementsprechend oberflächlichere Gänge. Seine Haufen werden daher jetzt bei trockenem Erdreich höher.

Einen Wetterfönn haben wohl auch viele Insekten wie die Bienen und die Mücken. Wenn die Bienen ihren Stock nicht verlassen oder nicht weit wegfliegen, so deutet das auf Regen und besonders Gewitter. Umgekehrt bedeutet es heiteres Wetter, wenn die Mücken in säulenförmigen Schwärmen des Abends ziemlich hoch in der Luft ihre rhythmischen Tänze aufführen.

Auch allerhand Säugetiere stehen in dem Rufe, Witterungswechsel oder Sturm im voraus zu spüren. So soll das Kamel in der Wüste längere Zeit vor allen anderen Anzeichen einen Sandsturm vorausempfinden: es wird ohne erkennbare Ursache unruhig und beschleunigt sein Tempo, um möglichst schnell die schützende Dase zu erreichen. Auch sollen die Affen auf dem Felsen von Gibraltar in früheren Zeiten den Seefahrern als Wetterpropheten gedient haben. Wenn von Osten her ein Sturm im Anzuge war, so flüchteten sie sämtlich einige Stunden zuvor auf die Westseite des Felsmassivs, und umgekehrt. Ebenso wird erzählt, daß manche kleine Affenarten ein paar Stunden vorher durch melancholisches Geheul Regen ankündigen.

Zum Schluß soll noch ein Tier erwähnt werden, das angeblich auch auf Witterungswechsel reagiert: der Esel. Den Eseln wird nachgerühmt, sie hätten das große Erdbeben in Kalabrien im Jahre 1783 zuerst vorherempfunden und sich durch Flucht zu retten gesucht. Dies klingt zunächst wenig glaubhaft. Wir wissen aber neuerdings, daß den Erdbeben regelmäßig elektromagnetische Störungen vorausgehen, eine Tatsache, die Bustos Navarrete, der Direktor der Erdbebenwarte von Salto bei Santiago de Chile, auf Beobachtungen Rodons fußend, zu einem Verfahren methodischer Erdbebenprognose praktisch ausgenutzt hat. Man vermag jetzt vermittels geeigneter aufgestellter großer Magnetographen kommende Erdbeben schon 20 Stunden vor deren Eintritt vorauszusagen. Es liegt also durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß manche Tiere wirklich auf die einem Erdbeben vorausgehenden elektromagnetischen Störungen ansprechen.

*Das jugendliche Gehirn soll nicht mit Dingen belastet werden, die es zu 95 Prozent nicht braucht und daher auch wieder vergißt. Es ist z. B. nicht einzusehen, warum Millionen von Menschen im Laufe der Jahre zwei oder drei Sprachen lernen müssen, die sie dann nur zu einem Bruchteil verwerten können und deshalb in der Mehrzahl wieder vollkommen vergessen.*

*Aus: Adolf Hitler, Mein Kampf.*





Das Kloster der Bektaşî-Derwische in den Kalkfelsen des Dschebel Mokattam.

## Aus dem unbekanntem Ägypten.

Bei den Bektaşî-Derwischen.

Ein Reiseerlebnis in Wort und Bild von L. G. Schmidbauer.

Unweit von Kairo, auf halber Höhe eines steil zur Nilebene abfallenden Wüstengebirges, liegt der Dêr-el-Magauri, das Kloster der Bektaşî-Derwische, dessen aus dem Kalkfelsen gehauene Klauen nur durch Geheimaufgänge im Gebirgsinnern erreichbar sind. Dieses Kloster ist benannt nach dem ägyptischen Ordensgründer Magauri; Bektaşî heißt der eigentliche Gründer des (ursprünglich kurdischen) Ordens. Dem Islam angehörig, haben die Bektaşî wenig mit diesem zu tun, insofern sie den Koran durch eine besondere Auslegung — in mystisch-symbolischer Weise umdeuten. Sie suchen vor allem durch Verneinung aller Befehle sich von den Ketten des Diesseits zu befreien.

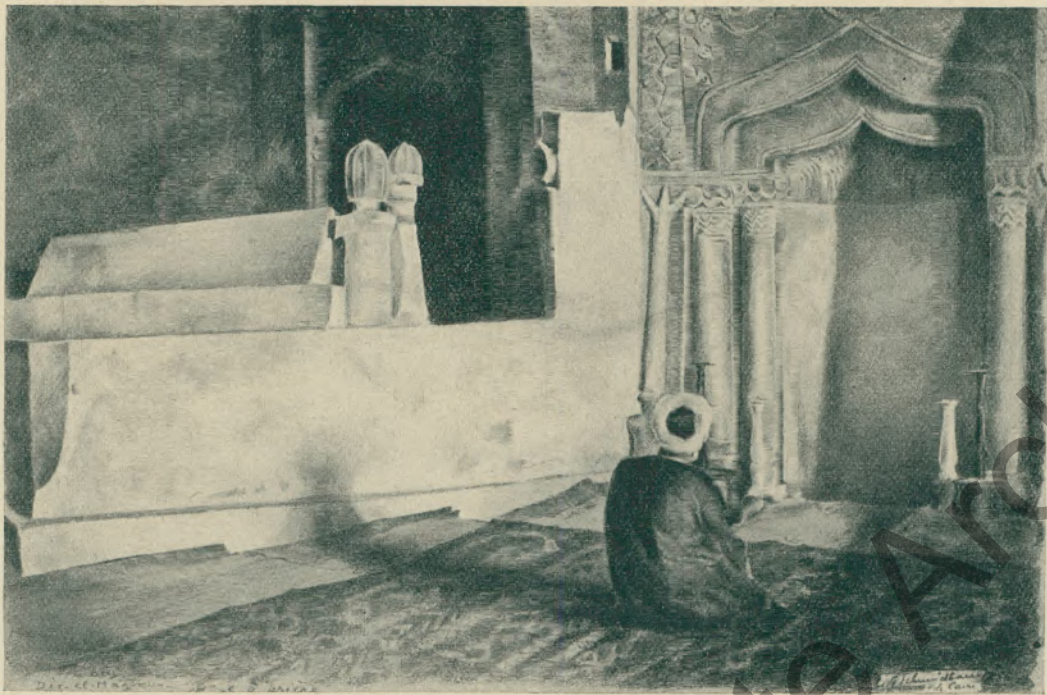
In der Geschichte der Türken spielten die Bektaşî, die heute über ganz Vorderasien, Ägypten und bis tief in den Balkan hinein verbreitet sind, eine große Rolle. Sie waren die geistigen Verbündeten der Janitscharen, jener zum Islam übergetretenen Christen, welche die Garde osmanischer Sultane bildeten. Gemeinsam mit diesen waren sie lange Zeit Herren des Osmanischen Reiches. Als Sultan Mahmud II. der

Herrschaft der Janitscharen dadurch ein jähes Ende bereitete, daß er sie eines Tages zu vielen Tausenden durch neugebildete Landwehrtruppen und Bänden bewaffneter Bauern ermorden ließ, war die Rolle der Bektaşî in der Türkei ausgespielt. Ihre Klöster wurden aufgehoben und die Derwische in Außenprovinzen verbannt.

Auf einer breiten Steiltreppe erreiche ich die wundervollen, von alten Bäumen überschatteten Terrassengärten. Im Vorhof plätschert Wasser in marmorne Becken. Zahme Gazellen mit roten Blockenbändchen fliehen vor mir. Aufgeschreckte Geier kreisen hoch über den Bäumen. Kein Mensch ist zu sehen.

Langsam gehe ich in die stille Pracht des erotischen Märchens hinein. Unter Laubenpergolen, deren schmale Granitpfeiler herrliche Ausschnitte einrahmen, die mächtige Silhouetten der Zitadelle, Ausschnitte der zu meinen Füßen in flimmernder Sonnenglut liegenden Millionenstadt mit ihren unzähligen schlanken Minaretten, die Nilebene mit dem üppigen, nur wenige Kilometer breiten Kulturland des Nils,



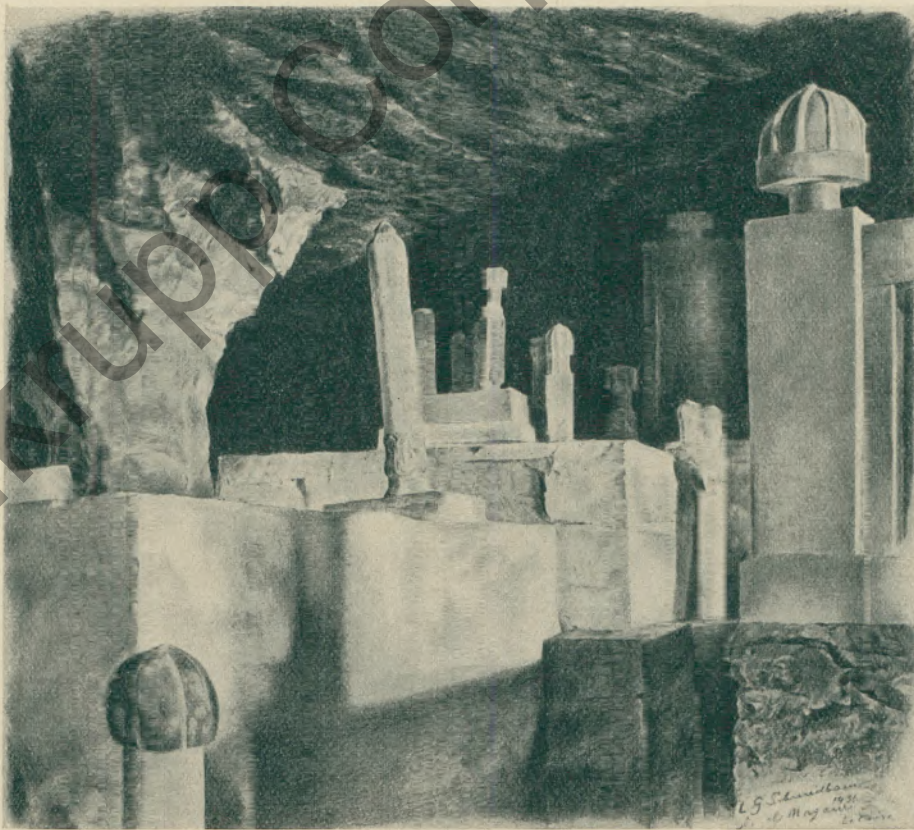


In tiefer  
Andacht.

der mit diesem wie ein breites, zartgrünes Band wirkt, in das die beiderseits angrenzende Wüste harte, scharfe Konturen schneidet. Am fernen Horizont, wo Himmel und Wüste in goldig leuchtender Glut ineinander verschmelzen, stehen trotzig die Pyramiden von Gizeh und Sakkara.

Auf einer Marmorbank sitzt in blühender Nische ein weißgekleideter, vollbärtiger Mann. Gazellen stehen neben ihm, sehen mich mit großen Augen starrend an — fliehen — rasch — ihre hellen Glöckchen klingen.

Ich grüße die weiße Gestalt — keine Antwort, kein Wenden des Kopfes. Ich grüße noch mal — den ersten Menschen in dieser neuen Welt — umsonst. Unbeweglich blickt der Derwisch hinaus in die leuchtende Ferne, blickt hinweg über die zu unseren Füßen liegende Weltstadt. Mein Erscheinen, mein Grüßen vermag nicht den Derwisch in seiner Konzentration zu stören, ihn aus seiner Meditation zu wecken. Langsam gehe ich weiter, über sorgfältig gepflegte Rasenanlagen, die, unterbrochen von seltenen Sträuchern und Blumen, sich bis in die senkrechten Gebirgswände hinaziehen, und gelange an ein dicht mit Schlingpflanzen überwuchertes Felsenloch,



... die geisterhaft dastehender Grabmäler sind teils mit den Kopfbedeckungen der Männer, teils mit Frauenhaaren der Bestorbenen geschmückt...

das den Eingang in eine riesige Höhle bildet. Rechts, hart am Eingang, aus dem Felsen gehauer — die Familiengruft des Prinzen Kerim Eddi Hussein. Kalte Luft drückt aus dem Felsenloch. Die Höhle selbst, ein altägyptischer Steinbruch, ist von gewaltigem Ausmaß. Die einst offene Seite nach Norden ist durch eine haushohe Mauer abgesperrt. In der schmalen Öffnung über der Sperrmauer und der Föhlenwand trachten Milane. Kleine Singvögel entfliehen rasch. An der inneren Felsenwand der Höhle ist

eine weite, erhöhte Plattform angebaut, deren Rand reichgeschnitzte Gesessel einfassen. Blühende Schlingpflanzen klammern sich an den kahlen Wänden hoch. In der Mitte der Plattform ist ein freier Platz mit einem Marmorbecken. Auf dieser Plattform, in dieser kühlen, düsteren Höhle also sind die Sitzungen der Derwische, völlig abgeschlossen von der Augentwelt. Hier leitet der heilige Vater, Baba Magauri, die religiösen Übungen. Aus den Geheimgängen steigen fackeltragende weiße Gestalten herab, verlassen ihre engen Eremitenklausen, um sich um den Scheich zu gruppieren und seinen Worten zu lauschen — im Marmor-





Im Klosterhof.

becken brennt Ölfeuer — Rauchschwaden steigen senkrecht hoch. —

Aus dem Dunkel kommend, steht plötzlich ein Dervisch neben mir; mich aus meinen Gedanken reisend, lädt er mich mit höflicher Geste ein, ihm zu folgen. „Ta'ale, hawaga!“ (Folge mir, Europäer.) Forschend blickt er auf mich, den Irrgläubigen. Ich folge der großen härtigen Gestalt, die im rechten Ohr einen großen, funkelnden Kristall trägt und einen feinziselierten Dolch im Gürtel stecken hat (Zeichen des Ordensgrades).

Wir gehen zurück durch den Garten, vorbei an der weißen Gestalt in der Nische, kommen vorüber am Haus des „Baba Magauri“, das versteckt zwischen üppiger Pflanzenpracht am Felsen lehnt, und treten in die Katakomben des Klosters, einen tief ins Erdinnere dringenden altägyptischen Steinbruch. Unzählige Sklaven der Pharaonen seufzten vor Jahrtausenden hier im Erdinnern, lösten mit nassen Keilen die Riesenblöcke, die andere Sklaven auf die fernern Bauplätze der Tempel und Pyramiden weiterschleppten. In diesem Steinbruch ruhen seit Jahrhunderten die Ordensbrüder der Bektaschi, hohe und niedrige, Fürsten und Eremiten. Rechts am Eingang liegt die Gebetnische, ein großer roter Teppich ist der einzige „Schmuck“ vor der hellblau getünchten Lehmische. Dervische knien vor ihr — finden hier ihren Ruhepunkt für ihre Meditation. An die Nische reihen sich Gräber. Unheimlich stehen sie da, die vorderen noch grell vom Außenlicht der Höhlenöffnung erfaßt, vor dem undurchdringlichen Dunkel.

Auf einem roten Teppichläufer folge ich dem Dervisch tastend ins Innere der Höhle. Zwischen geisterhaft dastehenden Grabmalern, die teils mit der Kopfbedeckung der Männer, teils mit Frauenhaaren der Verstorbenen geschmückt sind, erreichen wir eine vergiftete Felsenhalle (mit dem Grabmal Magauris), die den Abschluß der Katakomben bildet. Eine Olampel spendet fahles Licht; Frauenschreie, Klagerufe erfüllen die niedrige Halle. Frauen wälzen sich, die Haare rausend, am Boden, Frauenhände greifen am Gitter hoch, klammern sich an die Stäbe. Was sie erleben, warum sie beten, klagen, schreien (oder fluchen?) im tiefsten Erddunkel, am Grabe des Heiligen, ist mir und bleibt wohl jedem Europäer unbegreiflich und rätselhaft.

Schauernd wende ich mich zum Gehen. Ich stehe allein. Mein Führer ist verschwunden. Ich taste mich an den Gräbern zurück, beachte kaum die Schönheit einzelner durch Olampeln beleuchteter Grabmäler, sehe nur flüchtig auf eine Prunkgruft, über deren Inschrifttafel lange Frauenhaare herabhängen.

Im Vorhof atme ich erleichtert auf. — Der Dervisch sitzt unter einem alten Eukalyptus, ein Tablett in der Hand; mit einladender Geste auf die Bank weisend, bietet er mir Kaffee an. „Bi sukkar, hawaga?“ (Mit Zucker, europäischer Herr?) fragt er mich. Dankend nehme ich ihn an und verabschiede mich bald.

Langsam nähern sich die Gazellen der Fontäne im Klosterhof.





## Märchenstadt im Hohen Atlas.

Von René W. Leonhardt.

Als vor über fünf-  
hundert Jahren ein Sul-  
tan der Berberkabylen um  
seine Residenzstadt Mek-  
nés sieben Wälle ziehen  
ließ, die in einem Radius  
von 28 Kilometer sieben  
Stadttringe umschlossen,  
da geschah es, weil ihm  
die Nachbarschaft der  
Portugiesen unangenehm  
wurde. Die Portugiesen  
dagegen betrachteten es  
als unfreundliche Hand-  
lungsweise und erklärten  
dem vorsichtigen Kalifen  
den Krieg. Einer jener  
unzähligen Kriege, die —  
seit Atlas in menschen-  
freundlichster Absicht das  
himmelhohe Gebirge auf  
seine Schultern nahm —



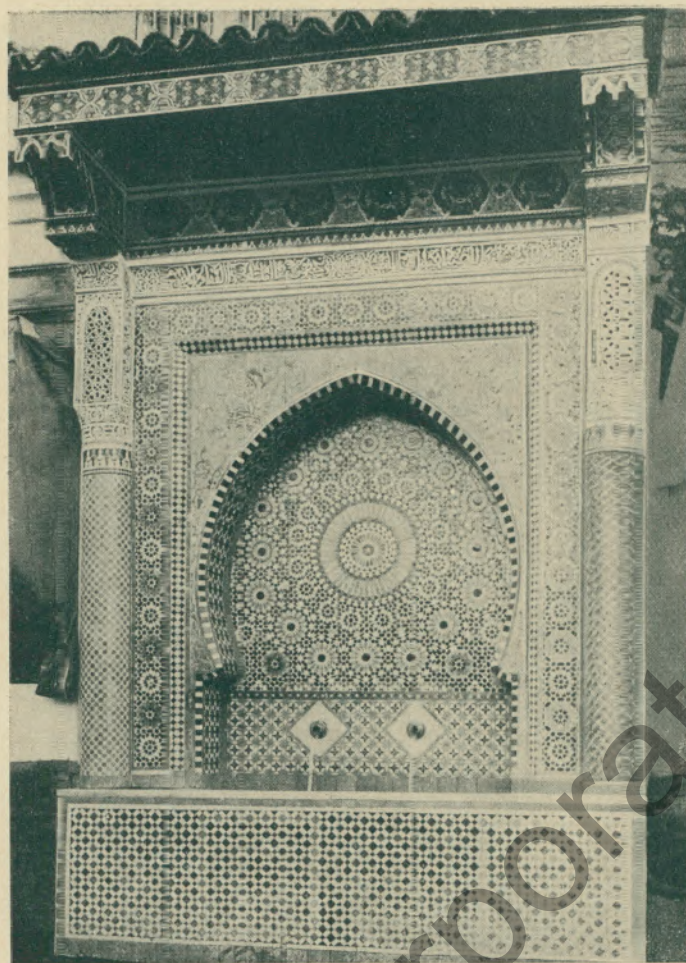
Feier des Blutfestes, des höchsten Feiertages  
der Berberkabylen, in Meknés.

Im Hintergrunde die uralte Moschee.

stets und ständig dieses  
tapfere Gebirgsvolk be-  
schäftigten.

Aber diese sieben Wälle  
hatten doch ihr Gutes —  
fünf Jahrhunderte lang  
entwickelte sich Meknés  
zu einer Blüte des Ori-  
ents, die in reinsten Form  
die schöne alte Kultur des  
Islams weltverloren kon-  
servierte und Geschlechtern  
aufbewahrte, die zwar  
das Erobern nicht verlernt,  
aber das Eroberte zu schät-  
zen verstehen. Frankreich  
unferwarf nach langen  
schweren Kämpfen diese  
Stadt, deren Verteidigung  
der vorausschauende Sul-  
tan durch geschickte Be-  
festigungen, metertiefe



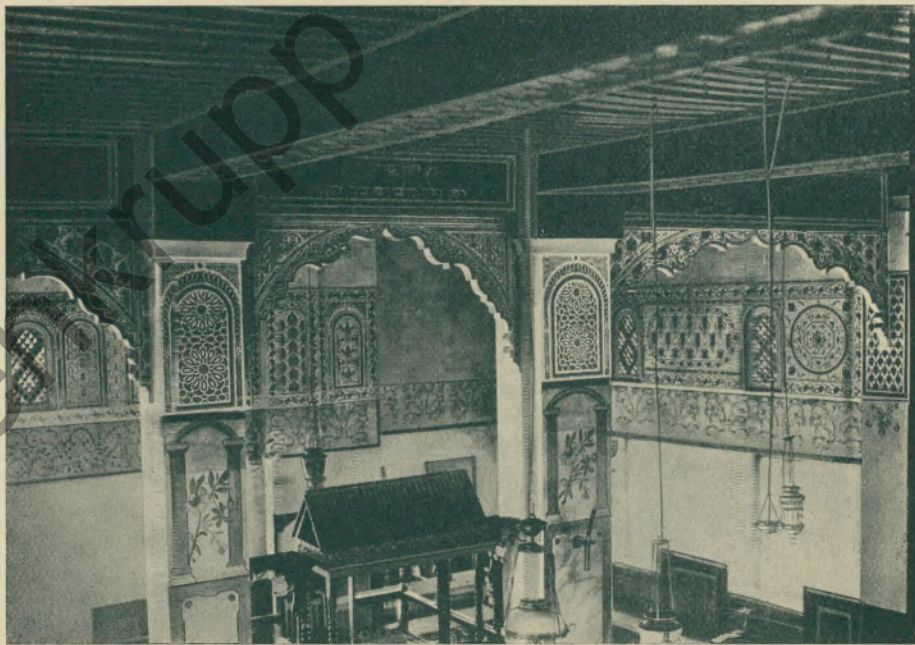


Brunnen  
in der Moschee  
von Meknes.  
Uralte Filigranarbeit in bunter  
Emaillie und Mosaik.

Mauern und Eingliederung in den harten Gebirgsstein seinen Landeskindern ermöglichte — jeder Fußbreit dieser Märchenstadt mußte mit Blut und Dynamit durch die Europäer bezwungen werden. Heute, nachdem Meknes unter dem Schutze Frankreichs offene Tore und freie Straßen hat, sieht man erst, mit welcher Liebe und feinem Verständnis für Schönheit und Geschmack diese Stadt geschmückt wurde. Noch immer zeigen einzelne Paläste ein Wunderwerk an ornamentalem Schmuck von Filigran und Mosaik; sie stehen hineingepreßt in das Gewirr enger Gäßchen der alten Araberstadt. Kopfschüttelnd steht der Betrachter vor einem Portal, das von so edler Linienführung ist, daß ein Vergleich mit der kalten Pracht europäischer Palastbauten erst den

wirklichen Kunstwert islamitischer Kultur offenbart. — Einmal im Jahr erwacht Meknes zum alten Leben, das ist am Blutfesttage. Dann strömen aus den Bergen die vielen Stämme nach der alten Araberstadt; jeder Gläubige soll an diesem

Tage Allah in seinem Gotteshaus dienen, seine Gebete verrichten, seine Opfer bringen; im großen Innenhof der alten Moschee werden einige Hammel geschlachtet, der Imam neßt seine Lippen mit deren Blut, und all die Häuptlinge der vielen Stämme des Hohen Atlas tun das gleiche. Es ist gleichzeitig ein stilles Gelübde, festzuhalten an den alten Bräuchen, ein Gläubiger zu bleiben, trotz Knechtung und Verfolgung... So mancher dieser braunen hohen Gestalten kommt mit Gefahr seines Lebens zu



Das Innere der Moschee,  
des größten Heiligtums der Berberkabylen.

Bisher ist es noch niemals gelungen, eine Innenaufnahme zu machen; das Betreten durch einen Ungläubigen zieht den Tod nach sich.



diesem großen Festtag, sein Kopf ist verwirrt, die Franzosen suchen nach dem Aufständischen, der sich noch immer nicht ergeben hat, der lieber mit seinem ganzen Stamme immer höher in die unwegsame, rauhe und leblose Steinwildnis des Hohen Atlas flüchtet, in rasch aufgestellten, rasch abgebrochenen Zelten haust — als freier Mensch der Berge, statt sich den Kulturbestrebungen ungläubiger Europäer zu unterwerfen. Alle diese stolzen Krieger legen weniger Wert auf Lesen- und Schreiblernen, auf höhere Bildung und industrielle Kenntnisse, als im Sinne Mohammeds ihr jahrtausendlanges Nomadenleben fortzuführen, unbehellig und der grünen Fahne des Propheten ergeben.

Dieses alljährliche Blutfest ist der große Tag, da neue Aufstände organisiert und neue Treue gelobt wird. Die französische Regierung weiß das sehr gut — aber all ihre Mühe, der einzelnen Häuptlinge habhaft zu werden, nützt nicht viel; in den vielen Winkeln der Araberstadt verschwindet jeder, geschützt und verborgen durch den gleichgesinnten Bruder.

Wenn das Blutfest vorüber ist, wird Meknes wieder zu verschlafenen Märchenstadt, klingt weithin hörbar die Uhr des Kalifen, ein vielhundertjähriges Meisterwerk. Unterhalb von zwölf Öffnungen an einer Seitenwand des Sultanspalastes ruhen auf kleinen Steinpostamenten zwölf Bronzefeller. Ein wundervoll präzises Werk setzt nun zwölf Klöppel im Ablauf einer Stunde derart in Bewegung, daß immer ein Klöppel, der Reihe nach, aus der Öffnung auf den Bronzefeller fällt, die Stunde voll ausschlagend. Da jedoch diese bronzenen Schalen in verschiedener Tonlage abgestimmt sind, wissen die Bewohner, wieviel Uhr es ist. Noch niemals ist diese Uhr stehengeblieben, sie geht seit Jahrhunderten und wird nur durch das Hinaufziehen eines Gewichtes reguliert.

Außerhalb der Araberstadt ist Meknes in kurzer Zeit europäisch geworden, mit modernen Villen, Kaf-



Ruinentrümmere von Sultanspalästen  
in der Gegend von Fez.

feehäusern und Palmenhütten. Im zauberhaften Garten des alten Sultanspalastes spielen die Fremdenlegionäre Theater, spielen sich und ihr Schicksal. Alle Frauenrollen werden von den Soldaten dargestellt, alle Stücke von Legionären geschrieben — vielleicht ist diese eigenartige Kunstbegeisterung der notwendige Ausdruck im Kreislaufenden Seelenlebens, das aus der Enge und Strenge des Legionärschicksals nicht mehr herausfindet.

Das größte Kleinod dieser uralten Stadt jedoch — Meknes soll in der Frühzeit des römischen Reiches gegründet worden sein — ist ein stiller, verträumter Palmenhain, ist ein schmuckloser kleiner Tempel, in dessen Nähe eine Quelle leise Geschichten erzählt. In dem kleinen Tempelchen ruhen die Gebeine Fatmes, der Lieblingsfrau des Mohammed, in deren Arme der ewig suchende, fluge und zum Schluß sehr müde Prophet sein vielgeliebtes Haupt barg. Nur seine Müdigkeit hat Fatme nicht mehr erlebt, sie soll sehr jung gestorben sein, und Mohammed hat in bewegten Klagen ihr Andenken der Hälfte aller lebenden Menschen hinterlassen. — Jeder Gläubige, der in die Nähe des Tempels kommt, wirft sich in den Staub und spricht ein stilles Gebet für die schöne Lieblingsfrau seines Propheten.

Wenn einmal der heiße Wüstenwind, der aus der Steppe kommt, die schönen alten Portale, Paläste, Mos-

scheen, die stinkende, ewig von Menschen durchflutete Araberstadt und ihre heiligen Moscheen zerfressen haben wird, ist vielleicht das lieblichste Kleinod aus dem Hohen Atlas verschwunden — dann werden die gezähmten, europäisch kultivierten stolzen Söhne eines himmelhohen, seltsamen Gebirges in bewegten Liedern von der Märchenstadt Meknes erzählen, um die viel Blut geflossen ist, letzte Ruhestätte einer klugen, schönen Frau, palmengewiegt, aber gepanzert mit sieben Wällen, die alle erst erobert werden mußten.



Befestigungstor des alten Sultanats in Meknes.



Von  
Rembrandts  
Radierungen und  
dem Schicksal  
ihrer  
Platten.

Eine kunsthistorische Studie  
von Friedrich Kerst.

Bettlerfamilie (1648).  
Wiedergabe nach dem Basandruck.



Als Albrecht Dürer im Jahre 1520 mit seiner Frau Agnes die Reise den Rhein hinab nach den Niederlanden unternahm, um sich dort von dem neuen Kaiser Karl V. sein von Maximilian verliehenes Leibgedinge von jährlich 100 Gulden bestätigen zu lassen, nahm er einen Stapel seiner Kupferstiche und Holzschnitte mit, um sie unterwegs zu verkaufen. Über dies und alle möglichen Ereignisse und Erlebnisse berichtet er gewissenhaft in seinem Tagebuch. Dort sehen wir um Weihnacht 1520 verzeichnet, daß er in Antwerpen „dem Lazarus von Ravensburg geschenkt habe 8 Stück der großen Kupferstiche, 8 Stück der halben Bogen (kleinere Stiche), eine Kupferstichpassion und andere Stiche und Holzschnitte, alles mehr denn 4 Gulden wert“. Bedenkt man, daß die großen Stiche zu den kostbarsten gehören (Ritter, Tod und Teufel, Melancholie usw.) und das Stück mit 15 bis 20000 Mark heute bezahlt wird, dann kann man ermessen, was für ungeheure Steigerungen im Laufe der Zeit alte Meistergraphik erfahren hat. So auch die Radierungen Rembrandts, die noch höher bezahlt werden als die Stiche Dürers.

Nur verhältnismäßig wenige Kunstfreunde können sich rühmen, eine oder mehrere Radierungen Rembrandts zu besitzen; in gewisser Beziehung sind sie Originale wie die Gemälde, die zu den größten Seltenheiten gehören. Wie bei diesen, regt sich auch bei den Radierungen leicht das Mißtrauen: Sind sie echt? Dabei kommt es zunächst darauf an, ob der Abzug von einer echten Platte stammt, dann, ob aus des Meisters oder späterer Zeit, falls die Platte erhalten

blieb. Damit kommen wir darauf zu sprechen, ob heute noch die Kupferplatten der alten großen Meister erhalten sind.

Wer heute eine dieser Platten besitzt, kann Abzüge davon machen und als echte Radierungen Rembrandts verkaufen; eins trifft allerdings bei ihnen nicht zu, daß sie nämlich durch des Meisters Hand bei der Herstellung gegangen sind. Wo dies bei einer Radierung unzweifelhaft feststeht, bedeutet es eine besondere Preissteigerung und kommt nur für den „ersten Zustand“ der Platte in Frage oder für spätere Zustände, die Rembrandt selbst ausführte. Jede solche Änderung, sei sie auch noch so geringfügig, hatte eine neue Art der betreffenden Radierung zur Folge, die von den Kennern genau unterschieden und scharf getrennt werden; diese Kenntnis ist zu einer Wissenschaft geworden. Zu des Meisters Lebzeiten wurde erzählt, daß er die Platten wiederholt veränderte, um neue Zustände der Radierungen zu schaffen und für sich geldliche Vorteile. Diese Veränderungen sind übrigens meist so geringfügig, daß nur der Wissende sie wahrnimmt.

Ehe von den erhaltenen Platten weiter die Rede ist, muß noch erwähnt werden, daß noch heute unbekannt ist und wahrscheinlich nie entschieden wird, wieviele Radierungen Rembrandt eigenhändig geschaffen hat. Die Schätzung schwankt zwischen 70 und 400 (!). Von denen, die jetzt unter seinem Namen gehen, sind manche in seiner Werkstatt von seinen Schülern radiert und vom Meister zuletzt überarbeitet und mit seinem Namen versehen (gewissermaßen nach Junftsitte); einige von diesen können mit einigem Recht seinem Werk angereicht, andere Blätter nur als Schülerarbeit angesprochen werden.





Jan Arselin (1647).  
Wiedergabe nach dem Vasandruck.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die wertvollsten Radierungen die sind, die zu der strengsten und unbezweifelten Auswahl der 70 gehören und ersten Zustand bedeuten; dieser würde besagen, daß der Abzug als einer der ersten vorzüglich sei im Gegensatz zu späteren, da die Platte sich nach und nach abnutzt und die Abzüge an Schärfe und Deutlichkeit verlieren.

Um 1760 kaufte der Engländer C. H. Watelet in Holland Platten zu Rembrandts Radierungen; wir wissen nicht, wo und von wem, auch nicht, ob er sie als geschlossene Sammlung erwarb. Erst 1785 berichtete er über diesen Schatz in der Schrift „Rymbranesques“, ohne weitere Einzelheiten zu bekräften und offenbar, um für einen beabsichtigten Verkauf Stimmung zu machen. Unbekannt ist, was der Engländer in den fünfundsiebenzig Jahren damit angefangen, ob er ihnen einen Dornröschenschlummer gönnte oder — die Versuchung lag nahe — Abzüge machte. Der Verkauf fand 1786 statt, und in dieser „Vente Watelet“ wurden die Platten, und zwar nicht weniger als achtzig, von dem Radierer und Kunsthändler Basan in Paris erworben und schon im selben Jahr geschäftlich ausgenutzt, indem er Neudrucke herstellte. Basan war 1723 geboren und Besitzer eines Verlages, der über tausend Stiche nach berühmten Gemälden veröffentlichte; er selbst fertigte unter anderem einen Stich nach Rembrandts Bürgermeister Sig und schrieb einen dreibändigen Katalog über alte und neue Kupferstecher und Radierer. Es ist kaum verwunderlich, daß er als Fachmann sich an den Platten Veränderungen erlaubte, zum Beispiel Schatteneffekte dem Zeitgeschmack anpaßte. Es sind aber meistens geringfügige Eingriffe zur Herrichtung eines neuen „Zustandes“, den bemerkenswerterweise Woldemar v. Seidlitz in seinem maßgebenden Bande „Kritisches Verzeichnis“ der Radierungen Rembrandts (I. Aufl. 1895, II. 1922) bei der Aufstellung und Charakterisierung der Zustände mitzählt, was eine gewisse Wertung dieser Basan-Drucke bedeutet. Sie erschienen in

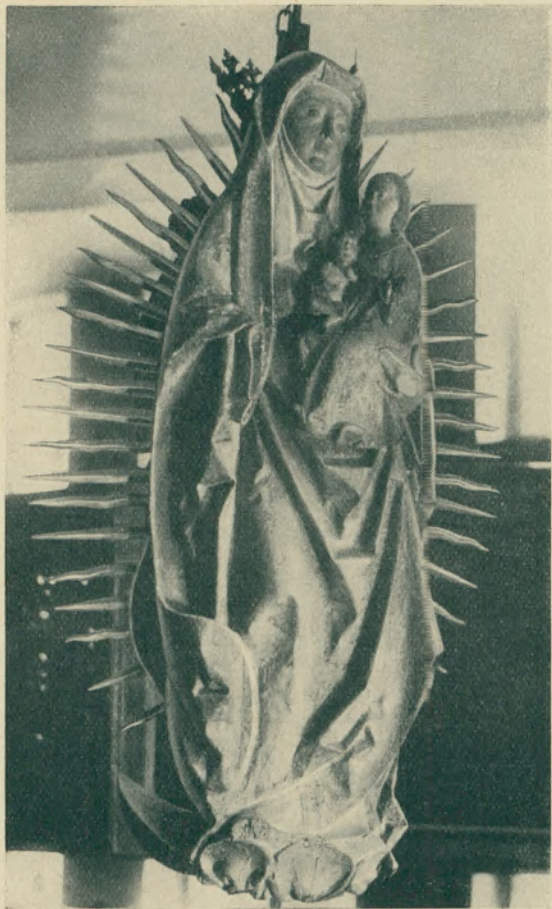
einem Foliobande „Recueil de 85 estampes originales par Rembrandt“, der heute in vollständigem Zustand eine große Seltenheit ist. Im November 1927 erschien ein Exemplar in der Auktion Boerner in Leipzig und wurde von einem Kunsthändler in Elberfeld erworben.

Bezüglich der Veränderungen sagt v. Seidlitz, daß „es nicht immer sicher ist, wer sie gemacht, ob Rembrandt, ob andere“, und weist auf die oben erwähnten spekulativen Änderungen des Meisters hin, die sich, wie F. Lippmann 1891 im Sitzungsbericht der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft Berlin hervorhebt, seit 1650 feststellen lassen, also in des Meisters Notzeit, die im Bankrott 1656 gipfelte.

Basan starb 1798. Sein Sohn verkaufte die Platten 1809 an Auguste Jean, der sie selbst nicht verwertete, aber später zwei Engländern Neudrucke gestattete, 1816 einem J. M. Creery und 1820 W. Lewis. Dann hören wir lange Zeit nichts mehr davon, nur, daß die Witwe des Jean die Platten 1846 versteigern ließ und ein Michel Bernard sie erwarb. Sechzig Jahre war es still um die Platten, dann erwarb sie im Jahre des Rembrandt-Jubiläums 1906 Alvin Beaumont und veranstaltete unter dem Titel „Les cuivres de Rembrandt, réimpression des planches originales“ einen letzten Neudruck, von dem Richard Graul in seiner schönen Ausgabe der Radierungen Rembrandts sagt: „Dabei hat sich gezeigt, daß alle offen gehaltenen Abzüge sich recht gut drucken ließen.“ Wenn dies aber der Fall ist nach dem wechselvollen Schicksal der Platten, nach einer Reihe von Neudrucken, dann ist erklärlich, wie vorzüglich die meisten Abzüge des ersten Basan-Druckes in der Elberfelder Sammlung aussehen.

Heute sind die Platten endgültig zur Ruhe gekommen und dürfen nur gelegentlich vom Fachmann studiert werden — Beaumont stiftete sie nämlich der Nationalbibliothek in Paris mit der Bestimmung, daß keine Abzüge ferner gemacht werden dürfen.





Anna selbdritt.



Maria mit der Birne.

## Der „Meister von Osnabrück“.

Von L. Heilbronn.

Diese Bezeichnung ist kaum älter als etwa drei Jahrzehnte. Sie dürfte aus Museumskreisen hervorgegangen sein in dem Bestreben, einen Sammelbegriff zu schaffen für eine große Anzahl wertvoller Skulpturen, die, wie mit ziemlich sicherer Bestimmtheit anzunehmen ist, ihren Ursprung in Osnabrück, vielleicht auch in benachbarten westfälischen Landesteilen haben. Dieser „Meister von Osnabrück“ tritt wieder mehr in den Vordergrund durch die Entdeckung zweier bedeutender Holzbildwerke im Roseliushaus der Bremer Böttcherstraße.

Es sind zwei Werke, an denen niemand vorübergehen kann, ohne gefesselt zu sein durch ihre Schönheit, die künstlerische Sorgfalt und Hingebung, die sie in hohem Maße auszeichnen. Die eine, die „Maria mit der Birne“, in Eichenholz ausgeführt. Die Mutter Gottes mit lang wallendem, von einer Krone bedecktem Haar, in der Linken eine Birne haltend, deren unterer Teil von sehr sorgfältig ausgeführten Sängern umspannt wird. Auf ihrer Rechten das Jesuskind im lockigen Haar, voll Freude nach jener Frucht wie verängend blickend. Ein reicher Faltenwurf des Gewandes der Maria, dessen Ausarbeitung durch das harte Material erschwert ist, fällt ins Auge. Eine große Ruhe und Ausgeglichenheit liegt über dem ganzen Kunstwerk. Zu Füßen der Mutter Gottes ein Symbol der Häresie. Das zweite Werk ist die frei schwebende „Anna selbdritt“ mit der heiligen Anna, der Mutter Marias, diese von ihrer Linken gehalten und auf ihrem Schoß das Jesuskind. Hier ist das Hauptgewicht auf die Darstellung der heiligen Anna gelegt, die von einem reichen Strahlenkranz umgeben ist. — Hinsichtlich des „Meisters von Osnabrück“ ist man, wie

schon angedeutet, lediglich auf Mutmaßungen angewiesen. Persönlichkeiten wie Friß Witte, von Falke und vor allem auch Verres ist es zu danken, daß ein wenig Licht in das Schaffensgebiet des „Osnabrücker Meisters“ gekommen ist. Verres hebt hervor, daß die Zuspitzung auf einen Meister, die in dem Namen liege, offenbar unberechtigt sei. Denn einerseits scheine es am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Osnabrück mindestens zwei Bildhauerwerkstätten (solche der „Belden snider“) gegeben zu haben. Andererseits glaubt Verres annehmen zu dürfen, daß die im besonderen dem „Meister“ zugeschriebenen Skulpturen von einer Anzahl von Händen stammen, so daß wahrscheinlich keiner ein leitender Meister war, ein solcher, der hauptsächlich die künstlerische Richtung angegeben habe. Was die Werke des „Meisters“ oder der ganzen Schule — wenn man von einer solchen sprechen kann — anbetrifft, so sind solche aus den ersten drei Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts bekannt. Hauptsächlich wurde Eichenholz verwendet, sodann auch Nußbaumholz. Aus Sandstein gefertigte Werke sind seltener. Das Diözesanmuseum in Osnabrück, das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, das Provinzialmuseum in Hannover sind einige derjenigen Stellen, in denen Werke des „Osnabrücker Meisters“ vertreten sind. Es ist ein sehr interessantes und beziehungsreiches Kapitel deutscher Kunstgeschichte, das sich hier vor uns auftut. Man darf dem Schöpfer des Roseliushauses im Rahmen der Böttcherstraße in Bremen dankbar dafür sein, daß er zwei ganz wertvolle Werke des „Meisters von Osnabrück“ aus der Verborgenheit hervorgeholt und weiten Kreisen zugänglich gemacht hat.





Pferde und Kraftwagen bringen den Befehlswagen an die Front.



Ein gegen Erd- und Fliegersicht geschützter Platz dient als Befehlsstand.



Fernsprechleitungen und Funkmasten stellen die Verbindung zur vordersten Linie her.

# Wenn Napoleon heute Feldherr wäre...

Von  
Oberstleutnant a. D. Benary.

Lichtbilder: Kenstone.

Wie eng umgrenzt war das Schlachtfeld von einst! Der Blick des Feldherrn umfaßte es, sein Wink lenkte Reiterscharen und Grenadierbataillone an die entscheidende Stelle.

In unendliche Weiten dehnen sich die Kampfstätten der Millionenheere von heute, über Täler und Höhen, ganze Provinzen und Länder. Stunden, ja Tage dauert es oft, bis die Weisungen des Schlachtenlenkers sich auswirken. Da ist die Romantik vorbei und die Zeit, da der Feldherr, wie Napoleon bei Austerlitz und Wagram, weit sichtbar auf dem Hügel hält, Ordonnanzoffiziere ab und zu jagen, Befehle und Meldungen zu überbringen. Weit hinter der Front, über Karten gebeugt, sitzt der Feldherr. Alle Mittel der Technik ruft er herbei, die an die Stelle der Ordonnanzoffiziere und der Adjutanten treten, um Vermittler zu werden zwischen der Truppe und seinem Hirn, um seine Gedanken in die Tat zu übersetzen.

Keine Rücksicht bindet ihn an irgendeinen Ort, der dem Zugriff feindlicher Fliegerbomben und Ferngeschosse ausgesetzt ist. Motor und Kraftwagen machen ihn unabhängig von Zeit und Raum. Seine Befehlswagen rattern durch das Land. Abseits von der Straße, wo kein feindlicher Flieger und kein feindlicher Kanonier sie



vermutet, machen sie halt, tarnen sich unter Bäumen und Sträuchern. Das Innere der Wagen wird zum Arbeitsraum, Tische für Karten, Zirkel und Papiere, Schreibmaschinen, Fernsprecher und Fernschreiber werden aufgebaut. Slinke Hände fassen zu und spannen draußen ein Zelt, um den Führer und seine Gehilfen bei gutem Wetter aus der Enge des Arbeitsraumes zu befreien. Andere errichten einen Mast für Fernsprechleitungen. Von allen Seiten laufen sie hier zusammen, von Korps und Divisionen, Etappe und Heimat. In dem kleinen Raum im Vorderteil des Wagens, wo am Klappenschränk der Fernsprecher hocht und unermüdlich die Ausrufe abfertigt, Verbindungen herstellt und unterbricht, laufen sie zusammen. Ein Stück weiter seitwärts knattert der Motor der Funkstelle. Pferde oder Zugmaschinen schaffen ihn herbei, je nach Größe der Station und Gestaltung des Straßennetzes. Rings in die Weite dringen ihre Wellen, überbrücken gedankenschnell Strecken, zu denen der Reiter tagelang brauchte, und machen das mühselige Legen der Drahtleitungen unnötig. Doch offen gegebene Funkprüche würde der Feind mithören und ausnutzen, um den gegnerischen Aktionen zuvorzukommen. Es ist deshalb notwendig, sie zu verziffern, damit nur der Eingeweihte ihren Sinn begreift, sie für den Unwissenden aber ein Gewirr von Ziffern und Zahlen bleiben. Kraftwagen, Krafträder kommen und gehen, Flieger werfen Meldungen ab, Briestauben kehren heim zum Schlag. Organisch ergänzt ein Nachrichtenmittel das andere. Wenn das erste versagt, springt das zweite ein. Und inmitten dieses Netzes sitzt der Führer. Er sieht gar nichts und hört kaum etwas von dem Gange der Schlacht. Aber seine geistigen Augen überschauen ihr gesamtes Bild, formen die Meldungen zu plastischen Bildern, ahnen die Absichten, die Entschlüsse des Gegners, treffen Gegenmaßnahmen, führen die Entscheidung herbei. Und all das mit den Hilfsmitteln der neuzeitlichen Technik!

\*



Der Bericht der im Gefecht liegenden Abteilung wird dem Befehlshaber durchgefunkt.



Die Fernsprechzentrale im Befehlswagen.



Der Arbeitsraum des Chfs im Befehlswagen.



## In der Hochschule für Kriminalisten.



Ein Stadtteil wird rekonstruiert, um die möglichen Fluchtwege und Schlupfwinkel der Verbrecher am Modell studieren zu können.

Lichtbilder: Kenstone.

Um dem Kriminalisten eine durchgreifende theoretische Ausbildung für seinen schweren Beruf zu vermitteln, sind im Polizeiinstitut Charlottenburg Spezialkurse für Kriminalisten eingerichtet worden. Die Beamten erhalten hier einen gründlichen Anschauungsunterricht an Hand rekonstruierter Fälle. Sie werden zu wahren Psychologen ihres Berufes erzogen. Dieses Institut ist die einzige „Schule“ dieser Art in ganz Deutschland, der auch ein modern eingerichtetes Kriminalmuseum angegliedert ist. Etwa dreißig Kriminalkommissare nehmen an den laufenden Kursen teil. Das hier Gelernte kann allerdings nur als Grundlage dienen, entscheidend für die Tüchtigkeit des Kriminalisten ist nur die reiche Erfahrung. Zuerst muß er ein guter Menschenkenner sein, muß in das Innere des Verbrechers hineinschauen können. Er muß imstande sein, nach vierundzwanzig Stunden Kreuzverhör auch den hartnäckigsten Verbrecher zum Geständnis zu bringen. Diese Kunst besteht in dem blitzartigen Erfassen der Situationen und der richtigen Verwendung des Beweismaterials. Am besten ist rasche Arbeit. Hat sich die Aufklärung eines Verbrechens monatelang hingezogen, so erschwert das die Bearbeitung ungemein.

Auf dem Hof des Instituts spielen sich die praktischen Übungen ab: das Geländespiel der Kriminalbeamten. Eine

Puppe wird vergraben. Die Kriminalbeamten haben nun die Aufgabe, diese „Leiche“ zu finden. Dazu gehört eine gute Spürnase und noch mehr Intelligenz. Trotzdem bedeutet dies aber noch die geringste Mühe. Das Ausgraben geschieht möglichst mit den Händen, damit keine Spuren verwischt werden. Die erste Frage lautet: Mord oder Selbstmord? Gewiß weist eine vergrabene Leiche mit neunzig Prozent Sicherheit auf Mord hin. Trotzdem muß die Frage gründlich durchdiskutiert werden. Jeder äußert seine Meinung. Dann werden die Antworten mit dem von dem Kursleiter vorausgesetzten Fall verglichen. Um den Tatort selbst wird eine Linie gezogen. Alle Spuren des Täters werden genau beobachtet und mit allen vorhandenen Hilfsmitteln festgehalten.

Von den Fußspuren werden Gipsabgüsse genommen. Ehe die „Leiche“ den Gerichtsärzten übergeben wird, wird sie in ihrer ursprünglichen Lage von verschiedenen Seiten photographiert. Leicht kann man natürlich auch auf falsche Spuren kommen, aber Instinkt und Intelligenz führen den richtig arbeitenden, konzentriert denkenden Kriminalisten bald auf die richtige Spur.

Sehr interessant sind die anderen Arbeiten, die die Schüler hier zu erledigen haben. Kleine Modelle des Tatortes werden angefertigt und die Spuren auf der Karte verfolgt. Je mehr



Der Anschauungsunterricht beginnt.  
Das „Opfer“ wird zum Tatort gebracht.



man im Gedächtnis behält, umso sicherer ist die Grundlage, auf der man weiterarbeiten kann.

Auch die Handlungsweise des Verbrechers, und wenn sie noch so brutal ist, muß studiert werden. Man experimentiert mit Äxten, Hämmern und verschiedenen Hieb- und Stichwaffen. Man schlägt Modellschädel ein und prüft die Widerstandsfähigkeit der Knochen und schließt dadurch auf den Kraftaufwand des Verbrechers und den vermalichen Widerstand des Opfers. Auf das gründlichste lernt man, alle Spuren festzuhalten. Man bezeichnet das als Spurenrunde. Vom Fingerabdruckverfahren bis zu den Schwirklungen auf Porzellan, Glas und Holz werden hier alle kriminalistischen Feinheiten berücksichtigt.

In der Lehrmittelsammlung des Instituts ist die große Vergangenheit der Kriminalistik aufbewahrt. Tausende von rekonstruierten Fällen bereiten hier als eindringliches Anschauungsmaterial die zukünftigen Hüter für die Sicherheit



Der Tatort wird abgesteckt und auf Spuren untersucht.

der Staatsbürger auf ihren schweren Beruf vor.

Außer der Psychologie haben diese Kriminalbeamten hier aber auch Anatomie zu lernen. Nicht beim Menschen beginnt dieser Unterricht, sondern beim Tier. Denn wenn irgendwo vergrabene

Knochen gefunden werden, muß man zuerst feststellen können, ob sie von Tieren oder Menschen stammen. Sogar an Tierespuren wird experimentiert. Oft werden von Pferdehufen Gipsabgüsse gemacht, denn die Hufe sind fast so verschieden wie die Schafe.

Auch auf die typischen Merkmale der verschiedenen Berufe werden die Kriminalisten aufmerksam gemacht. Wenn man zum Beispiel ein weggeworfenes Paket findet, studiert man zuerst den Knoten der Verschnürung. Denn in den verschiedenen Berufen machen die Leute auch verschiedene Knoten. Ein solch kleiner Umstand ist schon oft ausschlaggebend gewesen zur Aufklärung eines Kapitalverbrechens. Kevico.



Die Fußspuren werden mit Gips ausgegossen.



Das „Opfer“ wird photographiert.



# Raum glaublich — aber wahr.

Als der Ingenieur Moncel im Jahre 1878 einer Vollversammlung der Académie française den ersten von Edison erfundenen Phonographen vorführte, schrie ihn der Vorsitzende nach den ersten Tönen — die bei den übrigen Versammelten zum größten Entsetzen Moncels nur schallendes Gelächter auslösten — mit hochrotem Kopfe wütend an: „Sie sollten sich schämen, unsere ernsthafteste Versammlung durch einen Rauchredner äffen zu lassen!“

Im Jahre 1540 kaufte die Stadt Nürnberg einige Handwagen, um — die Betrunknen von der Straße schaffen zu können.

Der Wiener Theologe Hasselbach brauchte zu einer Vorlesung über das 8. Kapitel des Jesaias volle 22 Jahre.

Der Lieblingshund der Kaiserin Maria Theresia mußte mit „Erzellenz“ betitelt werden.

Im Jahre 1474 wurde von dem ordentlichen Gericht in Basel ein Hahn zum Tode verurteilt, weil er ein Ei gelegt haben sollte.

In einer Doktordissertation vom Jahre 1725 wurde die Frage: Ob die Götter bärtig gewesen seien, behandelt. Eine andere vom gleichen Jahre — die auch in Wittenberg erschien — behandelte die Gründe der Bärtigkeit.

Der Hauptgewinn der Preussischen Klassenlotterie ist zweimal auf dieselbe Nummer gefallen, und zwar auf eine, die, vorwärts und rückwärts gelesen, gleich lautete: 39093.

Als der Walzer 1787 in Mode kam, erschien er den Bürgern als höchst anstößig. Als die Königin Luise am preussischen Hofe Walzer tanzen wollte, erregte sie heftige Mißbilligung.

In Stockholm gibt es eine „Vereinigung der Liebhaber von Sonnenwetter“.

Als am 31. März 1925 eine Londoner Vorortzeitung die Nachricht brachte, daß am nächsten Tage die „Größte Eisausstellung der Welt“ in einer Musikhalle bei freiem Eintritt eröffnet werden sollte, erschienen etwa 14 000 Menschen, die auf den Aprilscherz hereingefallen waren.

Im Jahre 1820 schlossen in Berlin zwei Ritter des Eisernen Kreuzes miteinander die Ehe; die Braut hatte nämlich in männlicher Kleidung die Befreiungskriege mitgemacht und war dabei ausgezeichnet worden.

Das Glas, das beim Richtfeste der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin von oben herabgeworfen wurde, blieb ganz.

Noch am 28. April 1828 empfahl eine kölnische Zeitung, von der Einführung der Gasbeleuchtung abzusehen. Gott habe die Nacht dunkel geschaffen; es sei ein Frevel, sie künstlich zu erhellen.

Die Kaiserin Katharina von Rußland trug kein Kleid länger als einen halben Tag. Sie trug es auch nicht ein zweites Mal. Kein Wunder, daß man bei ihrem Tode einen Vorrat von 30 000 Kleidern fand, die vollkommen neu und teilweise höchst kostbar waren.

Der Erfinder des Zylinderhutes war der um 1800 lebende Engländer John Hetherington in London. Als er den Zylinderhut zum ersten Male trug und dadurch einen Straßenauflauf verursachte, wurde er wegen groben Unfugs zu einer Geldstrafe von 50 Pfund verurteilt.

Im Kirchenbuche einer Dorfgemeinde im Magdeburgischen findet sich aus dem Jahre 1679 die folgende Eintragung: „Einem Schulknaben, welcher diesen Sommer die Schlafenden in der Kirche aufgeweckt hat, zu einem Paar Schuh zwölf Groschen.“

Der japanische Maler Ito Hikotsu hat mit seinem eigenen Blute ein Bild des Mikado in Lebensgröße gemalt.

Ein gewisser Paul Christian Hiltscher prüfte 1703 in einer

Gratulationschrift, die er seinem Schwiegervater, dem Superintendenten Dr. Lehmann zu Freiberg, widmete, die Frage nach der Bibliothek Adams.

Bei einem Fest, das im Jahre 1470 dem Erzbischof von Canterbury gegeben wurde, gab es 4000 Enten, 4000 Holztuben, 4000 zahme Lauben, 3000 Kapane und 1000 Schafe zum Festmahle. 330 Tonnen Bier wurden getrunken, 62 Köche kochten und 1000 Diener bedienten.

Der verstorbene englische Lord Northcliffe hat eine Sammlung von 14 500 verschiedenen Zigarren zusammengebracht.

Die Quartiermacher des deutschen Heeres beim Einzug in Paris 1871 hießen genau so wie die beim Einzuge der vereinigten Armeen 1814, nämlich v. Nestitz und v. Prillwitz.

Bei den Zulukaffern darf ein Mann nur aus der Entfernung mit seiner Schwiegermutter sprechen. Er darf sie auch nicht bei ihrem Namen anreden, sondern muß in der dritten Person mit ihr sprechen. Wenn sie sich zufällig begegnen, tun sie, als ob sie sich nicht kennen.

In dem Dorfe Kruszyna in Galizien wurde an ein und demselben Tage eine Familie mit außergewöhnlichem Kindersegen bedacht. Es kehrten Drillinge ein, aber in besonderer Form. Eine 17jährige Bäuerin brachte ein Kind zur Welt, einige Stunden später auch ihre Mutter eins, und wiederum einige Stunden später auch ihre Großmutter eins — drei Generationen und eine neue Generation.

Bei dem großen Erdbeben von Port Royal wurde ein gewisser Ludwig Golday von einer Erdspalte verschlungen, dann aber durch einen unterirdischen Wasserstrahl wieder ins Meer geschleudert. Er wurde gerettet und lebte danach noch 40 Jahre.

Als Franklin der Königlichen Gesellschaft in London seine Erfahrungen über die Fähigkeiten einer Eisenstange, die Elektrizität der Atmosphäre abzuleiten, mitteilte, war ein Heiterkeitsausbruch die einzige Antwort darauf. Die gelehrte Gesellschaft weigerte sich, den Vortrag drucken zu lassen, wie das sonst üblich war.

Im Stadtmuseum zu Bonn befindet sich ein Theaterzettel aus dem Jahre 1743, der wohl der ulkigste sein dürfte, den es je gegeben hat. Er richtet am Schlusse der Ankündigung folgende eigenartige Forderung an das Publikum: „Zur Bekwemlichkeit des Publikums seyn angeordnet, das die erste Reihe sich hinlegt, die zweyde Reihe kniebt, die drüdde stüßt, die vürde steht, so kennen alle sähen. — Aber das Lachen ist verboten, weills ein Drauerspül ist!“

Im Geldmuseum der Newyorker Chase-Bank befindet sich unter vielen anderen Kuriositäten der auf den größten und der auf den kleinsten Betrag der Welt lautende Check. Der eine ist auf die runde Summe von 146 Millionen Dollar ausgestellt und wurde im Jahre 1925 der amerikanischen Firma Dodge Brothers tatsächlich in bar ausgezahlt. Der andere, von Henry Ford stammende, lautet auf einen amerikanischen Cent.

In Braunau am Inn hat man dem Manne mit dem längsten Barte der Welt ein Denkmal gesetzt. Es war der Ratsherr und Stadthauptmann Hans Steiningger, der berühmt wegen seines über zwei Meter langen Bartes war.

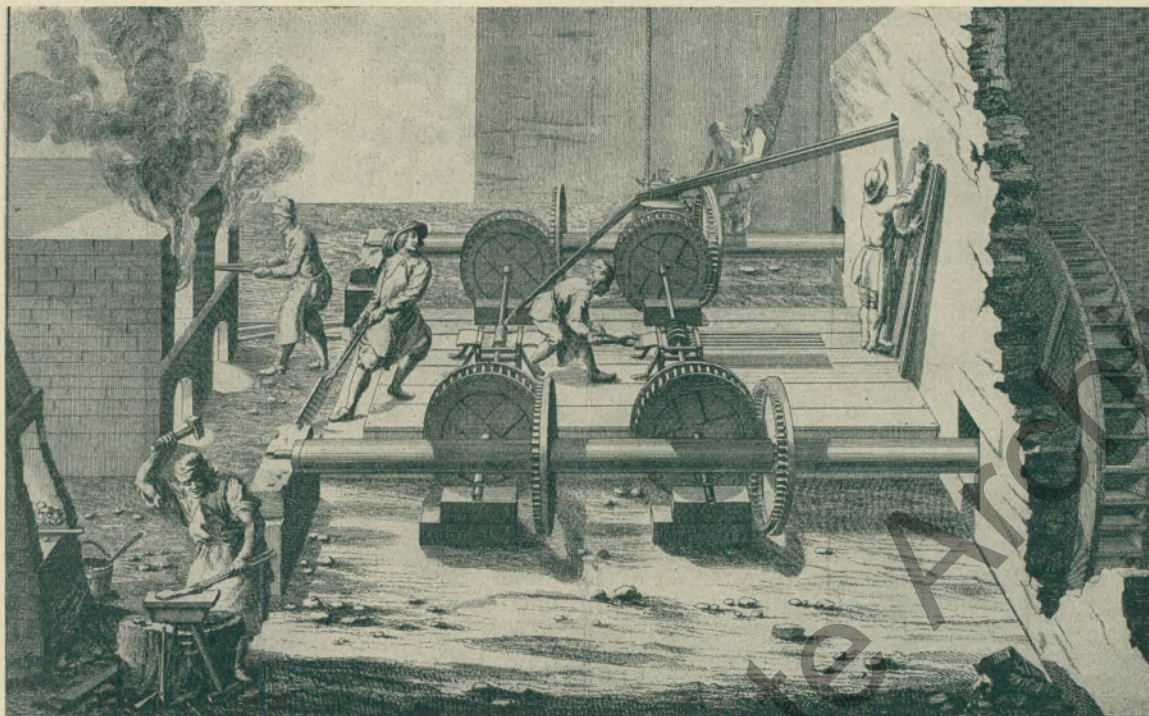
Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in Osterreich alle Schriften, die sich mit der Auswanderungsfrage befaßten, der Beschlagnahme unterworfen, und jede Aufforderung zur Auswanderung wurde bestraft.

Zacharias Werner, ein heute völlig unbekannter Autor, erhielt für „Die Weihe der Kraft“ (ein Stück, das heute ebenfalls völlig unbekannt ist) von Jffland 500 Taler Honorar, während derselbe Jffland an Schiller für die Wallenstein-Trilogie nur 340 Taler bezahlte.

Fr. W. Pollin.



Eisenschneidwerk  
bei Lüttich  
zu Anfang des  
18. Jahrh.  
Aus: Swedenborg, De Ferro  
1734.



## Schillers „Geisterseher“ als Verfasser der ersten Eisenhüttenkunde.

Zur Wiederkehr des Geburtstages von Emanuel Swedenborg am 29. Januar 1688.

Erst zweihundert Jahre nach Veröffentlichung des ältesten deutschen Handbuches der Bergbaukunde, das Georg Agricola verfaßte, erschien das erste Handbuch über die Eisenhüttenkunde überhaupt. Es ist in lateinischer Sprache abgefaßt und hat deshalb fast nur in gelehrten Kreisen Beachtung gefunden; Teile dieses Buches sind allerdings in der großen französischen Enzyklopädie zum Abdruck gelangt. Erst in neuester Zeit ist eine schwedische Ausgabe dieses Buches erschienen, und die Schweden haben damit eine Dankeschuld eingelöst, die sie ihrem großen Landsmann Emanuel Swedenborg, dem Verfasser dieser ersten Eisenhüttenkunde, schulden.

Emanuel Swedenborg wurde am 29. Januar 1688 als Sohn eines Hofpredigers zu Stockholm geboren. Schon früh zeigte er große Neigung zu Mathematik und Naturwissenschaften, erwarb mit einundzwanzig Jahren die Doktorwürde auf der Universität zu Upsala und ging in den nächsten Jahren auf Reisen nach England, Holland und Frankreich. 1716 wurde er auf Grund seiner mechanischen Kenntnisse von Karl XII. zum Professor im Bergkollegium ernannt, und als er bei der Belagerung von Friedrichshall es ermöglichte, die schweren Geschütze und das sonstige Belagerungsgerät über das Gebirge zu befördern, erhob die schwedische Königin Swedenborg in den Adelsstand. In den nächsten Jahren zeigte Swedenborg eine ungeheure geistige Entfaltung. Es gab kaum ein Gebiet der Geistes- und angewandten Wissenschaften, mit dem sich Swedenborg nicht befaßte. Nachdem er die Bergwerke Schwedens bereist und studiert hatte, hielt er sich längere Zeit in Holland und Deutschland auf und fand in dem Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig einen großmütigen Gönner und Freund. Während seines Aufenthaltes in Deutschland veröffentlichte er vier Bücher, die sich mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Fragen beschäftigten. 1724 bot ihm die Universität in Upsala den Lehrstuhl für Mathematik an, den er aber trotz drängender Bitten ablehnte. Anfangs der dreißiger Jahre trat er wieder eine längere Reise durch Deutschland, Österreich, Böhmen und Ungarn an, und im Jahre 1734 ließ er in Leipzig ein großes Werk unter dem allgemeinen Titel „Opera philosophica et mineralia“ erscheinen, von dem sein Buch „De Ferro“, also die Eisenhüttenkunde, einen Teil bildet. Eine neue Studienreise führte Swedenborg nach Holland, Frankreich und Italien, und nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich in der Hauptsache mit Physiologie und Anatomie. 1745 sehen wir ihn in London, wo er das merkwürdige Buch „De cultu et amore dei“ veröffentlichte, das sich mit der Erkenntnis und dem Bildnis Gottes befaßt. Hier in London hatte er zum ersten Male eine Vision, die in den späteren Jahren häufiger auftrat. Er führte Zwiegespräche mit Engeln und machte darüber Niederschriften. Swedenborgs wissenschaftliches Dasein hatte damit sein Ende erreicht. Von nun an widmete er sich nur der Erklärung Gottes und der Menschen-

natur. Er veröffentlichte eine Reihe von Schriften über diese Fragen und trat als Offenbarer des geistigen Sinnes der Bibel mit einer persönlichen Frömmigkeit auf, die einen starken Zug zum Okkulten hatte. Er starb am 29. März 1772 auf einer Reise in London.

Swedenborgs Werk „De Ferro“ besteht aus drei Teilen und bietet eine Übersicht über die Eisen- und Stahldarstellungsverfahren in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Er geht aus vom schwedischen Eisenhüttenwesen, das er sehr ausführlich behandelt und dessen Verfahren er genau beschreibt. Im Anschluß hieran schildert er die Eisen- und Stahlgewinnungsverfahren in den übrigen europäischen Eisendländern sowie in Nordamerika, gibt dann einen Auszug aus der im Jahre 1722 von Réaumur veröffentlichten Schrift über die Herstellung des Tempergusses und befaßt sich noch mit dem Schweißen und Löten des Eisens sowie mit dem Rostschutz.

Der zweite, kürzeste, Teil des Buches bringt eine Probierkunde für Eisenerze, eine Anleitung zur Prüfung und Unterscheidung der Eisensorten, eine Erklärung der Eigenschaften des Stahls sowie Mitteilungen über das Vorkommen des Eisens in der Erde, in den Pflanzen und tierischen Körpern. Der dritte Teil endlich enthält die Chemie des Eisens und gibt Kunde von der Darstellung der Eisenfarben und Heilmittel sowie von dem Vorkommen des Eisens in den Quellen.

Wir erhalten durch Swedenborg einen genauen Überblick, beispielsweise über die Luppenfeuer, also über die Stahlgewinnung im Rennfeuer und Stückofen, die damals noch neben den Hochofen- und Frischfeuerbetrieben vielfach in Anwendung war, und zwar mit allen Einzelheiten der Verfahren und der dazu benötigten Ofen und Hämmer. Weiter verdanken wir diesem Werk eine Schilderung der Eisenschneidwerke oder Eisenspaltereien, wie sie damals im Lütticher Land in Betrieb waren, und anderes mehr. Swedenborgs Werk ist praktisch abgestellt, und gerade in der genauen Schilderung der damals üblichen Verfahren zur Eisen- und Stahlgewinnung in den verschiedenen Ländern liegt sein großer geschichtlicher Wert.

In Deutschland ist das Buch unter den Eisenhüttenleuten des achtzehnten Jahrhunderts fast gar nicht bekannt geworden, da der Eisenhüttenmann der damaligen Zeit die lateinische Sprache nicht beherrschte. Erst später, als Teile des Werkes in der französischen Enzyklopädie erschienen, erkannte man auch in Deutschland den Wert des Buches. Dies ist um so mehr verwunderlich, als das Buch in Leipzig gedruckt und einem deutschen Fürsten, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, gewidmet war. Jahade.

[Literatur: S. A. Granström: Swedenborg och „De Ferro“; Jernkontorets Annaler 110 (1926) S. 363/86; Carl Cablin: Valsverks inom den Svenska metallurgiska Industrien intill början av 1870 — Talet. Stockholm 1934; L. Brack: Geschichte des Eisens. Bd. 3. Braunschweig 1897.]



# Die Technik an der Jahreswende.

Von Dr. W. Fultor.

Technische Evolution als Folge wirtschaftlicher Revolution. — Die Kohle als Grundlage der deutschen Treibstoffpolitik. — Deutsches Schmieröl aus deutscher Kohle. — Fahre mit Leuchtgas! — oder: mit Kohlenstaub! — oder: mit Anthrazit! — Schwefel als Exportartikel? — Die moderne Wünschelrute: der Thyssensche Schweremesser. — Zahnräder aus Kunstharz. — Damenkleider aus Cellophan. — Das motorisierte Handwerk. — Der elektrische Bäcker. — Von Röntgenbildtonfilmen, Elektronenmikroskopen und einer höheren Ebene der Naturerkenntnis.

Das verfloßene Jahr 1934 brachte durch das Zusammentreffen ausländischer Boykottbestrebungen und des Versiegens unserer ausländischen Zahlungsmittel eine Störung des internationalen Güteraus-tausches, die nur noch mit den Verhältnissen während des Weltkrieges in Parallele gestellt werden kann.

Dies brachte eine Ausdehnung der Bestrebungen zur Selbstversorgung, die aus anderen Gründen bereits für die deutsche Landwirtschaft richtunggebend sind, auf die industriellen Rohstoffe. Hier ergab sich die Gefahr, daß das Wiederaufblühen der deutschen Wirtschaft durch die Abdrosselung der ausländischen Rohstoffzufuhren ins Stocken geraten könnte. Schon heute hat jedoch diese Gefahr alle ihre Schrecken verloren.

Es hat sich gezeigt, daß unser Bestand an technischen Verfahren und technischem Können so groß geworden ist, daß sich daraus in kurzer Zeit das Geeignete für völlig veränderte wirtschaftliche Voraussetzungen herausfinden läßt. Eine neue Kombination alter Verfahren vermag hier bereits Großes zu leisten. Man darf wohl den Satz prägen, daß heute selbst wirtschaftliche Revolutionen nur eine technische Evolution zur Folge haben. Allerdings kann durch sie das Tempo der weiteren technischen Entwicklung in einem früher nicht vorstellbaren Maße beschleunigt werden. So hat uns das abgelaufene Jahr auf einer Fülle von Arbeitsgebieten, auf denen seit Jahren um kleine Erfolge gekämpft werden mußte, ein großes Stück vorwärtsgebracht, und wir dürfen auch von dem neuen Jahre die kraftvolle Weiterführung der eingeleiteten Entwicklung erwarten. Man könnte zunächst glauben, daß die Knappheit an ausländischen Rohstoffen die technische Entwicklung ganz einseitig in eine bestimmte Richtung lenken würde. Das ist jedoch nicht der Fall. Auch auf Arbeitsgebieten der Technik, die scheinbar von Rohstofforgen ganz unberührt blieben, zwingt die wirtschaftliche Lage dazu, das Bemühen um technische Verbesserung zu verdoppeln.

Wenn wir die im Vergleich zum Auslande teurere Bewertung geringhaltiger heimischer Rohstoffvorkommen wirtschaftlich tragbar machen wollen, so müssen wir das eben versuchen durch Senkung derjenigen Selbstkostenfaktoren, auf die wir Einfluß haben. Man wird deshalb auch unter Umständen, ungeachtet der Maschinenstürmer, vor dem Einsatz von Automaten und weitgehend mechanisierten Geräten nicht zurückschrecken.

Kohle ist einer der Rohstoffe, die wir zum Glück reichlich haben. Trotzdem müssen wir damit sparsam umgehen und doppelt darauf achten, daß die Gewinnungskosten niedrig bleiben, ja wenn möglich niedriger werden, damit die umfangreiche Weiterverarbeitung, die sich auf die Kohle als Energie- und Rohstoffquelle stützt, so wenig wie möglich vorbelastet wird.

Das verfloßene Jahr brachte in der deutschen Treibstoffpolitik eine entscheidende Wendung insofern, als Kohle und Kohleerzeugnisse in jeder Form zur Grundlage der deutschen Treibstoffpolitik wurden. Der Mannigfaltigkeit der deutschen Kohlenvorkommen und der Vielsältigkeit ihrer Verarbeitung entsprechend, wird der deutsche Treibstoff auf recht verschiedene Weise gewonnen werden. Zu der großen Hydrieranlage der A. G. Farbenindustrie bei Merseburg ist im vergangenen Jahre eine besondere Großversuchsanlage für die Hydrierung von Steinkohle in Oppau getreten, und im letzten Viertel des Jahres wurde auch bei der Ruhrchemie AG. in Holten eine Neuanlage zur Benzingerinnung in Betrieb genommen. Diese Synthese geht von Kohlenoxyd und Wasserstoff aus und vermag nach dem Verfahren von Geheimrat Fischer vom Kohlenforschungs-Institut in Mülheim nicht nur Benzin, sondern auch Schmieröle zu gewinnen. Auch bei der Hydrierung von mitteldeutscher Braunkohle hat man die Gewinnung von Schmierölen nunmehr ermög-

lichen können. Das ist technisch bedeutungsvoll, weil wir Schmieröle mindestens so notwendig brauchen wie Benzin; noch wichtiger ist, daß für Schmieröle der fünf- bis zehnfache Preis wie für Benzin zu erzielen ist. Insofern ist also der Anfall von Schmierölen von höchster Bedeutung für die Wirtschaftlichkeit des Verfahrens. Diese Anpassungsfähigkeit der Benzinsynthesen an eine größere Anzahl von Erzeugnissen erhöht die Aussicht, ähnlich wie bei der Ammoniaksynthese im Laufe mehrjähriger Betriebserfahrungen eine Senkung der Preise um weit über die Hälfte ermöglicht wurde, zu erträglichen Preisen zu kommen.

Auch hinsichtlich der Treibgase brachte das Jahr 1934 einen bedeutungsvollen Fortschritt. Die Berliner Omnibusse sollen auf die Verwendung von Leuchtgas als Treibstoff umgestellt werden. Nach mehreren Richtungen hin ist diese Entscheidung von weittragenden Folgen. Die leichte Stahlflasche für den Transport der hochkomprimierten Gase rückt damit in den Bereich industrieller Fabrikation. Durch Arbeiten der deutschen Stahlindustrie ist bereits erwiesen, daß sich Hochdruckgasflaschen völlig betriebssicher herstellen lassen. Dabei ist doch das Gewicht so gering, daß von dieser Seite her für den Treibgasbetrieb keine Schwierigkeiten mehr zu erwarten sind. Weiterhin ist die Umstellung der Berliner Omnibusse insofern bemerkenswert, als damit zum ersten Male ein städtisches Gaswerk in die Treibstoffwirtschaft eintritt. Im Gasfach brachte das verfloßene Jahr eine ganze Reihe von Tagungen und Besprechungen darüber, in welcher Weise die Gaswerke zur deutschen Treibstoffversorgung beitragen könnten. Neben dem Treibgas wurde dabei auch der Schwelung von Steinkohle gedacht, die einen wesentlich höheren Anfall an hydrierfähigen Teeren mit sich bringt. Auch diese Möglichkeit ist für die Stahlindustrie wieder von besonderem Interesse insofern, als sich in den letzten Jahren die Überzeugung durchgesetzt hat, daß man die Schwelung mit Rücksicht auf den besseren Wärmeübergang bei der erforderlichen niedrigen Temperatur am besten unter Verwendung von zunderfestem Stahl an Stelle von feuerfesten Steinen durchführen kann.

Der Kohlenstaub-Dieselmotor, der jahrelang nicht recht von der Stelle kam, wird dank der Bemühungen des Ruhrbergbaus nunmehr ebenfalls wohl praktische Bedeutung erlangen. Es ist im Laboratorium der Stinnes-Zechen gelungen, durch Extraktion mit Anthrazenöl unter Druck die Kohle fast zu 80 % zu extrahieren und sie nach Trennung von dem Extraktionsmittel in ein völlig aschefreies, pechähnliches Produkt zu überführen. Ebenso wie Pech selbst, läßt sich diese Extraktkohle pulverisieren und dürfte für den Kohlenstaubmotor einen idealen Brennstoff darstellen. Bekanntlich war es die schmirgelnde Wirkung der Kohlenasche auf die Zylinder und Kolben, die bislang der praktischen Anwendung des Kohlenstaubmotors die größten Schwierigkeiten bereitete. Auch der Kohlenstaubmotor stellt also der Stahlindustrie eine bedeutungsvolle Aufgabe: die Schaffung besonders verschleißfester Stähle. Von der Lösung dieser Aufgabe wird es abhängen, ob man vielleicht eines Tages auch eine besonders aschearme Kohle unmittelbar verwenden kann.

Vor kurzem hat der erste Fahrzeuggenerator mit Anthrazit seine Probefahrten aufgenommen. Dieser Fahrzeuggaserezeuger unterscheidet sich von dem Holzgasgenerator, der insbesondere durch den Deutschen Forstverein wesentlich gefördert wurde, nicht unerheblich. Es erweist sich hier die Zumischung von Wasserdampf zur Verbrennungsluft als notwendig, um auf diese Weise die Temperatur in der Feuerzone herabzusetzen; andernfalls können Schwierigkeiten durch Zusammenfinken der Asche auftreten. Bei dem Anthrazitgasgenerator ist deshalb ein Wassermantel um die Feuerzone vorgesehen. Da der Generatorbetrieb mit



Steinkohle dadurch etwas komplizierter wird, ist weniger an seine Verwendung im Automobilbetrieb als vielmehr im Eisenbahnwesen gedacht. Man darf wohl darauf rechnen, daß dies einer der Wege ist, um bei der Reichsbahn die Verwendung von Heiz- und Dieselöl abzulösen. Auch das von dem Rheinisch-Westfälischen Kohlen Syndikat erlassene Preis-ausschreiben, dessen Bedingungen in enger Zusammenarbeit mit der Reichsbahn-Hauptverwaltung aufgestellt wurden, weist darauf hin, daß die Deutsche Reichsbahn die verbesserten Antriebsarten, die der Ausbau des Automobilwesens ihr abnötigt, nunmehr auf der Grundlage heimischer Brennstoffe durchzuführen entschlossen ist.

Auffällig ist das Zurücktreten der Kohlenstaubfeuerung hinter den verschiedenen Arten des Gasantriebes. Es zeigt, daß die Möglichkeiten, Gas als Treibstoff zu verwenden, bisher offenbar unterschätzt worden sind.

Die Bestrebungen zur Steigerung der deutschen Treibstoffgewinnung sind damit immer noch nicht erschöpft. Die Gewinnung der Nebenprodukte bei der Verkokung der Steinkohle versucht man mit einer ganzen Reihe von Verfahren im Sinne eines größeren Anfalls von Ölen zu steuern.

Ein neues Nebenprodukt der Kokerei ist der Schwefel, den wir noch vor wenigen Jahren in recht erheblichen Mengen aus dem Auslande einführen mußten. Seit einigen Jahren ist bereits auf der Zeche Nordstern der Vereinigten Stahlwerke eine große Anlage zur Gewinnung von Schwefel aus Kokereigas in Betrieb, und im verfloffenen Jahre sind mehrere neue Anlagen auf anderen Zechen hinzugekommen. Es ist deshalb wohl nur eine Frage der Zeit, bis wir von der Einfuhr von Schwefel ganz unabhängig geworden sind. In der Kohle sind so erhebliche Mengen von Schwefel enthalten, daß, könnte man sie nur restlos gewinnen, noch große Mengen für die Ausfuhr übrigblieben!

Ein ziemlich altes Problem, an dem schon viel gearbeitet worden ist, stellt die bindemittellose Brikkettierung von Kohle dar. Das Pech verteuert den Brennstoff, und man kann es heute nützlicher verwenden; sei es, indem man es hydriert oder indem man daraus Pechkoks erzeugt. Das ist ein hervorragendes Material zur Herstellung von Elektroden, für die früher ausländischer Pechkoks verwendet wurde. Deutscher Pechkoks wird ebenfalls heute bereits ins Ausland geliefert.

Einen größeren Erfolg dürfen wir wohl auch eines Tages von der systematischen Suche nach Erdöllagerstätten erwarten, die durch die deutsche Regierung jetzt in die Wege geleitet worden ist. Vor kurzem ist eine Erdölbohrung in Baden im Rheintal fündig geworden; es scheint danach dort in Tiefen von 300 bis 800 m ziemlich weit verbreitete Lagerstätten von Erdöl zu geben. Auch eine der Staatsbohrungen im hannoverschen Erdölbezirk ist kürzlich fündig geworden; das läßt auf eine Ausdehnung der Lagerstätten in Richtung Braunschweig schließen. Künftig wird man auch die Stellen, an denen man Erdölbohrungen mit Aussicht auf Erfolg ansetzen kann, mit einem neuen, von Dr. St. von Thysen erfundenen Schwermesser mit größerer Zuverlässigkeit als bisher ermitteln können. Infolge der wechselnden Dichte der Massen, aus denen sich die Erdrinde aufbaut, kann man durch Intensitätsmessungen der Schwerkraft Aufschluß über den Bau des Untergrundes erlangen. Der Schwermesser von Dr. von Thysen hat weiter den Vorteil, daß er ein sehr leichtes Gerät von nur 15 kg Gewicht darstellt und dadurch die Geländearbeit erleichtert, beschleunigt und verbilligt.

Auf dem ersten Blick könnte es scheinen, als wären wir in der Vervollständigung unserer Metallversorgung weniger erfolgreich als bei der Gewinnung von Treibstoffen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß im Gegensatz etwa zu unseren Erdölvorkommen unsere Erzlagerstätten seit Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden ausgebeutet worden sind. Von Eisenerzen zum Beispiel haben wir trotzdem noch sehr umfangreiche Lagerstätten von allerdings geringem Gehalt. Es steht noch dahin, ob verbesserte Aufbereitungsverfahren oder ganz neue metallurgische Prozesse oder schließlich günstigere Frachtverhältnisse den Ausschlag bei der Inangriffnahme dieser Lagerstätten geben werden.

Zum Glück hat bereits seit vielen Jahren die Gewinnung von Leichtmetallen, also Aluminium und Magnesium, in Deutschland eine so intensive technische und wissenschaftliche Pflege erfahren, daß wir schon seit langem mit den Leichtmetallen als Ersatz für Kupfer und seine Legierungen rechnen können. Im letzten Jahre ist nun auch die Verwendung von Aluminium im Bau von Hochspannungsleitungen in Angriff genommen worden. In dieser Beziehung war Deutschland hinter den

angelsächsischen Industriekändern zurückgeblieben, obgleich diese doch über eine viel mächtigere Stellung auf dem Weltkupfermarkt verfügen. Künftig wird Aluminium nicht nur für Freileitungen, sondern auch für Stromzuführungen großer Querschnitte, wie sie zum Beispiel in elektrometallurgischen Betrieben und Kraftwerken eine große Rolle spielen, verwendet werden.

Durch Verbesserung der Isolierstoffe, die in der Elektrotechnik von Jahr zu Jahr eine größere Rolle spielen, ist es ebenfalls gelungen, beim Bau von Stromerzeugern bis zu 40 % des erforderlichen Kupfers einzusparen. Man machte sich dabei die Erkenntnis zunutze, daß die meisten organischen Isolierstoffe schlechte Wärmeleiter sind. Durch Beimischung von Quarzsand konnte man nunmehr auch den organischen Isolierstoffen gewissermaßen ein kristallines Gefüge verleihen und damit ihre Wärmeleitung begünstigen und den Wärmewiderstand der Geräte erheblich herabsetzen. Bei Lasthebemagneten wirkte sich diese Verbesserung der Isolierstoffe sogar in einer Kupferersparnis von mehr als 50 % aus.

Die Kunstharze, die von der Elektrotechnik als Isoliermassen entwickelt worden sind, hat man schon vor einigen Jahren an Stelle der Metalle für Sonderzwecke zu verwenden gelernt. So kann man zum Beispiel Zahnräder für getriebenen Lauf aus einem Kunstharz mit Gewebereinlage herstellen, und es hat sich durch neuere Versuche ergeben, daß man auch für schwerbeanspruchte Lager in der Eisenindustrie dieses Kunstharz als Lagermasse verwenden kann. Die Phenolharze, in denen also wiederum ein Nebenprodukt der Steinkohlenveredlung zur Geltung kommt, hat man auch in der Lackindustrie zur Herstellung von sehr hochwertigen Lacken verwenden können. Säure- und alkalibeständige, feuerwasserbeständige und raschtrocknende Lacke lassen sich damit aufbauen. Als vollwertiger, heimischer Ersatz der ausländischen Lackrohstoffe hat man neuerdings auch die Abfälle des deutschen Bernsteins erfolgreich verwenden können.

Auch zur Verbesserung der deutschen Faserstoffbilanz war die Chemie sofort einsatzbereit. Schon im Kriege waren wir einmal gezwungen, mit der Stapelfaser die natürlichen Faserstoffe zu strecken. In der Zwischenzeit hat die Kunstseide, aus Holzzellstoff hergestellt, so bedeutende, von niemand bestrittene Verbesserungen erfahren, daß sie in ganz anderer Weise als bisher für die Herstellung von Textilien eingesetzt werden kann. Kunstseide erreicht heute eine Wasser- und Knitterfestigkeit, die noch vor wenigen Jahren unmöglich schien. Bereits im vergangenen Jahre ist die Herstellung von Kunstseide nahezu verdoppelt worden, und die Bistrafase (das ist die neue Faser, welche an die Stelle der früheren Stapelfaser tritt) wird bereits in diesem Jahre sehr gewichtige Erzeugungsziffern erreichen. Verwendet wird sie nicht in Gestalt reiner Bistragewebe, sondern es werden mit Baumwolle und Wolle Mischgewebe erzeugt. Auch Cellophon, das heute jedem als durchsichtige Verpackung bekannt ist, läßt sich, in ganz feine Fäden und Bänder verschnitten, zu neuartigen Effektgarnen, die besonders von der Damenmode geschätzt werden, verarbeiten. Man hat schon heute gute Aussichten, in den Effektgarnen und daraus hergestellten Geweben einen neuen Ausfuhrartikel zu erschließen.

Die Landwirtschaft wird durch verstärkten Anbau von Flachsbau auch das ihre zur Verminderung unserer Faserstoffeinfuhr beitragen. Dagegen wird man den Versuchen mit dem Anbau ausländischer pflanzlicher Faserstoffe zunächst wohl nur geringe praktische Bedeutung beimessen dürfen.

Durch die Sicherung der Wolle vor Motten durch Eulan wird nicht nur Wolle vor der Zerstörung geschützt, sondern auch in größeren Mengen einer Rückgewinnung und Wiederverwendung fähig. Der Hunderttagekampf gegen die Materialvergeudung, der im verfloffenen Jahre organisiert wurde, hat auch in anderer Beziehung segensreich gewirkt. So ist zum Beispiel die Regenerierung von Schmierölen einen erheblichen Schritt weitergekommen.

Sehr mannigfaltige Anregungen hat die technische Entwicklung durch den Bau der Autobahnen erhalten. Es wäre leicht, einen Gesamtüberblick über die technische Entwicklung des abgelaufenen Jahres ganz vom Standpunkt der Autobahnen zu geben. Treibstoff- und Werkstofffragen sind ja aufs engste mit den gesteigerten Anforderungen verknüpft, die die Autobahnen mit sich bringen. Auch die Baumaschinenindustrie hat für die neuen Aufgaben neue Konstruktionen entwickelt. Schließlich kann man



auch den neuen Aufschwung in der Eisenbahntechnik dem Autostraßenprogramm der deutschen Regierung zuschreiben. Der Bau von Stromlinienlokomotiven, von Triebwagen und die Anwendung des Leichtbaues in der Waggonindustrie wären ohne den Wettbewerb des Autos sicher nicht so schnell vorangekommen, wie wir das jetzt fast täglich miterlebt haben (so daß es als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf).

Die Verkehrstechnik, die trotz zahlreicher Möglichkeiten sich vor Jahren etwas totgelaufen zu haben schien, hat auch auf anderen Gebieten neuen Auftrieb erhalten. Im neuen Jahre wird das neue deutsche Zeppelein-Luftschiff fertig, und die Pläne eines Weltluftschiffverkehrs sind der Verwirklichung so viel näher gekommen, daß man wohl hoffen darf, daß nach der Fertigstellung die Luftschiffwerft in Friedrichshafen bald wieder einen Auftrag bekommen wird. Im Sommer 1934 konnte auch der zweite deutsche schwimmende Flugzeugstützpunkt für die Südamerikapost in Betrieb genommen werden, bei dem gegenüber der „Westfalen“ wesentliche Vereinfachungen durchgeführt wurden. Die Entwicklung der Flugtechnik ist im übrigen vom Auslande her durch die hohen Anforderungen der Kriegstechnik stark beeinflusst. Auf dem letzten Aero-Salon in Paris wurde unter anderem ein luftgekühlter Motor von 900 PS mit nur 1 m Durchmesser gezeigt. Man lernt also größere Energien auf immer kleinerem Raume zusammenzudrängen, was für den Bau mehrmotoriger Flugzeuge sehr wichtig ist.

Im Schiffbau haben sich die Fortschritte der Schweißtechnik dahin ausgewirkt, daß Schiffsumbauten erheblich leichter durchzuführen sind als früher. Das vergangene Jahr brachte eine Reihe bemerkenswerter Umbauten. Man hat Dampfer mit einem neuen Vorschiff versehen, andere hat man verlängert durch Einsetzen eines Zwischenstücks. Die Zusammendrängung der Dampferzeugungsanlagen hat im Schiffbau zu einer eigentümlichen Neukonstruktion geführt. Man hat die Kessel gewissermaßen auf Deck aufgestellt, was neben vielen betrieblichen Vorteilen auch für die Bedienungsmannschaften das Arbeiten erträglicher macht. — Die großen Schiffsbrände, von denen die internationale Schifffahrt im vergangenen Jahre heimgesucht wurde, haben der Verwendung von Stahl im Schiffbau einen neuen Auftrieb verliehen. Auch viele der Neuerungen, die wir bei dem Streifzug durch die Umstellung der deutschen Rohstoffversorgung erwähnten, bringen der Stahlindustrie technisch und wirtschaftlich bedeutsame Aufgaben. Insbesondere wird die Verwirklichung der deutschen Dreihstoffpläne verschleiß- und zunderfeste sowie andere hochwertige Stähle in einem früher unbekanntem Umfange benötigen.

Die Hoffnung auf die weitere Steigerung der deutschen Erddölgewinnung stützt sich, wie erwähnt, zum Teil auf den erfolgreichen Einsatz verbesserter Meßgeräte. Das ist nur ein zufälliges Beispiel. Es wird auf allen Gebieten fortlaufend an der Vervollkommnung der Werkzeuge und Meßeinrichtungen gearbeitet. Gleichzeitig mit der Verfeinerung dieser Geräte wird auch ihr Anwendungsbereich vergrößert. Die allgemeine Wiederkehr dieser Erscheinung auf allen Gebieten der Technik gewährleistet überhaupt unseren technischen Fortschritt. Darin liegt die sachliche Gewähr dafür, daß diese moderne Technik nicht eines Tages versandet. Von der menschlichen Seite wird dafür durch die Unendlichkeit der Wünsche, zum mindesten des Europäers, gesorgt. Auch hier nur wenige Beispiele aus dem verflossenen Jahr.

Die Hartmetalle, die vor einigen Jahren im Werkzeugmaschinenbau eine sprunghafte Steigerung der Leistungsfähigkeit brachten, haben jetzt bereits ihren Einzug im Handwerk gehalten. Auch hier bewirken sie durch ihre fast diamantgleiche Härte ein viel rascheres Arbeiten. Die Handmotoren, die ebenfalls in erster Linie dem Handwerk dienen, werden von Jahr zu Jahr kleiner und handlicher, trotzdem immer zuverlässiger und genauer. Der heutige Stand wird hier durch 60 000 Umdrehungen in der Minute gekennzeichnet! Dabei laufen diese Motoren so ruhig, daß man von ihrem Gang kaum etwas merkt. Auch die Konstruktion der Biegewellen, durch die das kraftersättigte Werkzeug erst seine vielseitige Verwendung erhielt, haben mit dieser Entwicklung Schritt halten können.

Sogar im Bäckerergewerbe, in das die Maschinen schon vor Jahren ihren Einzug hielten, ist jetzt auch das Meßgerät an die Stelle handwerklicher Erfahrung getreten. Das Brotgetreide ist je nach seiner Herkunft und je nach dem Witterungsverlauf während des Sommers im Stärke- und Klebegehalt recht verschieden. Mit Hilfe eines kleinen Gerätes, das

im mechanischen Teil einer Knetmaschine nachgebildet ist, aber mit Hilfe elektrischer Übertragung zugleich den Energieverbrauch aufzeichnet, kann man jetzt von jedem Mehl die Backfähigkeit genau ermitteln. Ja, man kann danach auch verschiedene Mehle mit physikalischer Genauigkeit so zusammennischen, daß man eine bestimmte Backfähigkeit erzielt. Gerade in den kommenden Jahren, in denen wir aus handelspolitischen Rücksichten die früheren festen Bindungen an dieselben Getreidelieferanten wahrscheinlich nicht mehr aufrechterhalten können, bedeutet dieses Meßgerät eine wertvolle Hilfe. Es hat auch bereits im europäischen Auslande Eingang gefunden und dazu beigetragen, die Abhängigkeit von überseeischen Getreideländern durch zweckvolle Mischung heimischer Getreidesorten einzuschränken.

Die Entwicklung der Elektrotechnik bringt in jedem Jahre eine erstaunliche Zahl von neuen Meßgeräten. Kein Zweig technischer Tätigkeit, der sich nicht die Vorteile elektrischer Meßmethoden zunutze zu machen versucht! In der chemischen Analyse haben die elektrische Leitfähigkeit und die Spannungsreihe, zu der sich die Metalle ordnen, zur Entwicklung von Bestimmungsmethoden geführt, die in kürzester Frist eine genaue Analyse einer Lösung ermöglichen. Und zwar braucht man dafür so geringe Mengen, daß damit der chemischen Analyse zugleich ein Bereich kleinster Substanzmengen erschlossen wird. Dies wiederum ist unerlässlich, um auf dem ganz neuartigen Gebiet der chemischen Isotopen vorwärtsszukommen, die im vergangenen Jahre durch die Entdeckung des schweren Wasserstoffes in weiteren Kreisen bekanntgeworden sind. In Skandinavien hat man bereits mit der Gewinnung „schweren Wassers“ begonnen, das sich durch Abweichungen der physikalischen Daten von gewöhnlichem Wasser unterscheidet.

Die Medizin lernt es allmählich auch, sich elektrischer Meßgeräte zu bedienen. Von der Tatsache ausgehend, daß jede Zusammenziehung eines Muskels im menschlichen Körper einen elektrischen Strom auslöst, hat man Apparate konstruiert, die an den aufzuzeichnenden Stromstoßen das Funktionieren des Herzmuskels zu kontrollieren gestatten. Die neuesten Apparate dieser Art verwenden an Stelle des Seitengalvanometers eine Braunsche Röhre, deren Vervollkommnung wir ja auch die weiteren Fortschritte der Fernsehtechnik verdanken. Über die vielseitige Anwendung der Fotozelle ist bereits bezeichnenderweise ein kleines Büchlein erschienen. In Gestalt der elektrischen Belichtungsmesser ist die Fotozelle heute jedem Amateurfotografen zum mindesten als Wunschbild vertraut geworden. Zu welchen Spitzenleistungen die Fototechnik sich heute emporgearbeitet hat, zeigt der Röntgenbildtonfilm, mit dem man ein Röntgenbild eines Organs und zugleich die dabei entstehenden Körpergeräusche aufzunehmen imstande ist. An Stelle der Gelatine als Träger der lichtempfindlichen Schicht hat man nunmehr auch das Aluminiumhydroxyd, also eine anorganische Verbindung, zu verwenden gelernt. Es läßt sich vorläufig noch nicht übersehen, welche Bedeutung dieser Erfindung beizumessen ist. Gewissermaßen die äußerste Grenze der Meßtechnik scheint erreicht mit der Konstruktion eines Elektronenmikroskopes, mit dem nicht nur Stoffe, die, wie zum Beispiel Glühkathoden, Elektronen aussenden, sondern auch mit Elektronen „belichtete“ Körper untersucht werden. Das Auflösungsvermögen des Elektronenmikroskops reicht theoretisch nahe an molekulare Dimensionen heran. Verzerrte Magnetfelder sind gewissermaßen die elektrischen Linsen, durch die Elektronenstrahlen so abgelenkt werden, daß sie auf einem Fluoreszenzschirm ein vergrößertes Bild liefern. Wenn man sich erinnert, welche lange Entwicklungsarbeit das optische Mikroskop hinter sich hat, welche eine vielseitige Anwendbarkeit es aber andererseits heute findet, so wird man von dem Elektronenmikroskop nicht gleich im ersten Jahre nach seinem Bekanntwerden praktische Erfolge erwarten. Die elektrischen Meßmethoden führen aus dem Bereich sinnlicher Anschaulichkeit so weit hinaus, daß man deshalb geneigt sein könnte, ihnen eine noch viel längere Entwicklungszeit einzuräumen als dem optischen Mikroskop. Zum Glück stehen solche Entwicklungen heute nicht mehr auf so wenig Köpfen wie früher. Auch die Wissenschaft arbeitet mit größerem Einsatz von Kräften und kommt drum rascher zum Ziel. Erinnert man sich an dieser Stelle des Artikels „Die Radioaktivität erschließt eine höhere Ebene der Naturerkenntnis“ („Das Werk“, September 1932), so erkennt man wohl, daß für die technischen Fortschritte einer ferneren Zukunft schon heute wertvolle Vorarbeit geleistet wird.



# Die Rundschau

## Handschriftdeutung und Bewerbungsauslese.

Aus einem Aufsatz von Dr. Johannes Bachmann, München, in der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

Die Graphologie hat in manchen Bezirken des Wirtschaftslebens eine Bedeutung erlangt, die es rechtfertigt, einige grundsätzliche Bemerkungen über die Grenzen ihrer Anwendungsmöglichkeiten dem Nachdenken zu empfehlen. Erfreut sich die Handschriftenbeurteilung in den Kreisen der Betriebsleiter einer immer wachsenden, freilich oft übertriebenen Schätzung, die sich durch genügend praktische Erfolge stützen läßt, so ist man auf Seiten der Bewerber leicht geneigt, die Handschriftdeutung in Bausch und Bogen abzulehnen, als Scharlatanerie, die sich durch eine Verwendung als Auslesemethode bei Stellenbewerbungen bis zur Gemeingefährlichkeit auswirken könne. Daß einige Kritiker aus andern Lagern sich diesem Urteil anschließen, soll nicht nur angemerkt werden.

Wir können an dieser Stelle natürlich nicht den Versuch unternehmen, die graphologischen Methoden selbst auf ihren Wert und Gehalt hin zu betrachten; es mag also ruhig vorausgesetzt werden, daß die Handschriftdeutung genügend wissenschaftlich fundiert ist, um brauchbare Ergebnisse zu zeitigen, was aber nicht ausschließt, daß gewisse Seiten ihrer Anwendung reichlich kritikbedürftig sind.

Boreist ist ohne weiters zuzugeben, daß die Vorwürfe der Bewerber in einer Reihe von Fällen leider allzu berechtigt sind, und zwar meinen wir nicht nur die Fehldiagnosen, die auch den künftigen Vertretern ihres Faches unterlaufen können (niemand wird durch die falsche Diagnose eines Arztes veranlaßt werden, am Wert der medizinischen Wissenschaft selbst zu zweifeln), sondern wir denken an die sich gerade unter den Vertretern der Graphologie breitmachende Scharlatanerie, die nicht nur in astrologischen Winkelblättchen ihr Dasein fristet. Sie treibt auch in viel ernster zu nehmenden Bezirken ihr Unwesen, da es selbst dem gebildeten Laien nicht immer möglich ist, die richtige Auswahl unter den verschiedenen Sorten von Graphologen zu treffen. Es sind Fälle bekannt geworden — auch die Leistungen der Personalbüros größerer Firmen bilden hier nicht immer eine Ausnahme —, die mit Recht einiges Kopfschütteln erregt haben.

Wir sind, wie gesagt, nicht in der Lage, dem Arbeitgeber die theoretischen Kenntnisse zu vermitteln, die ihm gestatten, selbst den Wert einer graphologischen Arbeit unmittelbar nachzuprüfen, doch sollen hier einige Hinweise gegeben werden, die vor den größten Mißgriffen schützen können. So möge man vor allem den Graphologen mit großer Reserve begegnen, die mit der Graphologie irgendwelche astrologischen und chiromischen Praktiken verbinden; auch die Vermischung mit meistens sehr groben physiognomischen und phrenologischen Lehren ist in der Regel von geringem Wert, wenn es nicht Schlimmeres ist.

Aber darüber hinaus gibt es noch andere Punkte, die den gewissenhaften Arbeitgeber vor einer schematischen Verwertung der durch den Graphologen gelieferten Gutachten warnen sollte. Der mit der Prüfung von Bewerbungsschreiben beauftragte Gutachter hat oft nur eine mangelhafte Vorstellung von den tatsächlichen Anforderungen, die eine bestimmte berufliche Leistung mit sich bringt, und zwar tritt dies in erster Linie für die nicht in Personalbüros von Großfirmen festangestellten Graphologen zu; diese werden sich in der Regel, wenn auch nicht immer, so weit spezialisiert haben, um ihrer Aufgabe einwandfrei gewachsen zu sein.

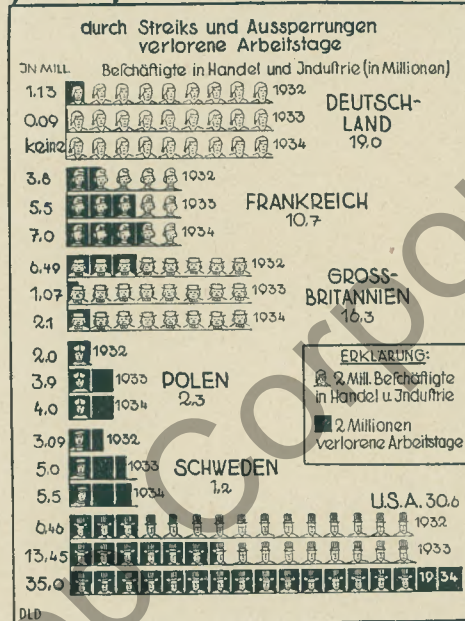
Von diesen geringen Ausnahmen also abgesehen, sind der Tätigkeit des Graphologen Grenzen gesetzt, deren sich der Arbeitgeber unbedingt bewußt sein muß, wenn ihm nicht die bedauerlichsten Mißgriffe unterlaufen sollen. Wird dem Gutachter eine Handschrift vorgelegt mit der Aufforderung, die Eignung des Schreibers für eine Stellung festzustellen, so werden ihm gewöhnlich Angaben gemacht wie: Stellung als Ingenieur, Buchhalter, Prokurist, Kassierer usw. Der Graphologe wird nun nach seinen mehr oder weniger unbestimmten Vorstellungen, die er von diesen Berufen hat, sein Gutachten anlegen, und man kann ihm daraus nicht einmal einen Vorwurf machen, denn diese Angaben sind an sich schon zu wenig bestimmt, um selbst einem Sachkundigen viel zu sagen. Wenn die Handschrift eines Bewerbers um den Posten eines Kassierers zahlreiche Merkmale für Unzuverlässigkeit und Unehelichkeit aufweist, so wird man über die Entscheidung nicht lange schwanken. Liegt aber das Gutachten über einen Ingenieur oder Prokuristen vor, so kann daraus fürs erste gar keine Entscheidung getroffen werden, da hierzu eine genaueste Vergleichung der tatsächlich für die ganz spezielle Stellung erforderlichen Eigenschaften mit den im Gutachten genannten notwendig ist. Es ist ein Unterschied, ob der Bewerber im Betrieb selbst oder auf einem Außenposten beschäftigt werden soll, ob und wieviel Angestellte ihm unterstellt sind, welcher Art diese sind, ob die Stellung Umgang mit der Käuferschaft direkt oder indirekt mit sich bringt, ob ein Reichtum an Einfällen sonstige Fehler wettmachen kann (Beschäftigung im Konstruktionsbüro, Bearbeitung neuer Märkte) usw.

All diese Dinge können dem Graphologen unmöglich in dem Umfange bekannt sein, daß er sie für seine Zwecke in wünschenswerter Weise verwenden könnte. Hier hat die Arbeit des Betriebsleiters einzusetzen, die nicht unterschätzt werden darf, da es immerhin einige Menschenkenntnis voraussetzt, um eine charakterologische Analyse richtig zu lesen. Es ist oft gar nicht so einfach, festzustellen, ob eine Eigenschaft eine bestimmte Tätigkeit begünstigt oder nicht. Und auch dann ist der Endzweck noch nicht erreicht, da sich der Betriebsleiter immer vor Augen halten muß, daß mit der Analyse über das eigentliche Berufswissen noch gar nichts gesagt ist. Es ist durchaus möglich, daß etwaige ungünstige Charakteranlagen durch hervorragendes Wissen in der Berufssphäre kompensiert werden, der umgekehrte Fall ist unter Umständen weniger günstig. Deshalb sollte, wenn irgend möglich, neben der graphologischen Analyse, die eine erste Auswahl zur Folge haben wird, immer noch eine persönliche

Rücksprache mit den Bewerbern stattfinden, die in einer zwanglosen Form dem sonst noch Wissenswerten gewidmet ist. Empfehlenswert ist, dem Graphologen von Form und Ergebnis solcher Unterhaltungen Kenntnis zu geben, da ihm das bei einem längeren Zusammenarbeiten mit Firmen dienlich sein kann, seine Gutachten den besonderen Anforderungen, die jeder Geschäftszweig stellt, immer mehr anzugleichen.

Wenn diese notwendigerweise nur kurzen Ausführungen dazu beitragen, eine leider nicht immer gewährte Vorsicht auf dem Gebiet der Bewerbungsauslese hervorzurufen, so haben sie ihren Zweck erfüllt und werden damit vielleicht auch mithelfen, ein bis jetzt vielfach noch berechtigtes Mißtrauen gegen diese Auswahlmethoden auf Seiten des Bewerbers zu zerstreuen.

### Arbeitsfriede nur in Deutschland

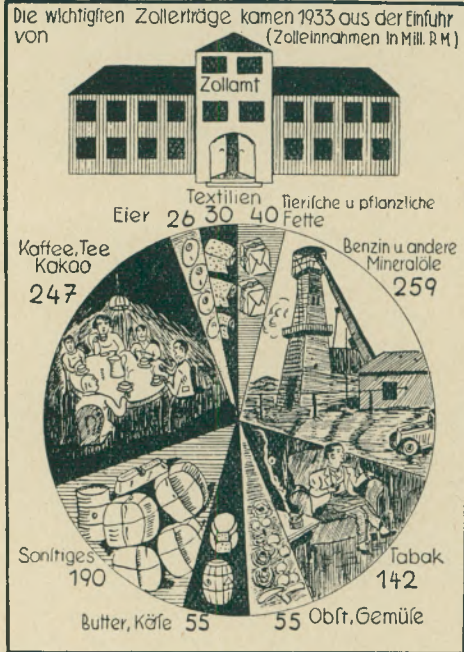


### Streiks- und Kapitalsverluste im Ausland.

Die Jahre 1933/34 haben mit Ausnahme Deutschlands in der ganzen Welt schwere Arbeitskämpfe gebracht. Heute herrscht in Deutschland Arbeitsfriede, und der stetige Aufbau der deutschen Wirtschaft ist gesichert. Im Ausland aber tobt der Klassenkampf weiter, und die Wirtschaftsbelebung, die sich da und dort zeigt, bringt auch ein Ansteigen der Streikziffern. Ein klassisches Beispiel dafür sind die Vereinigten Staaten. In den Krisen-jahren waren jährlich schon etwa 800 Streiks ausgebrochen. Im Jahre 1933 stieg die Ziffer bereits auf 1373, und in diesem Jahre wurden mehr als 2500 Streiks und Aussperrungen in den USA. durchgeführt. 35 Millionen Arbeitstage gingen verloren. Das ist etwa die gesamte Jahresleistung der deutschen Textilindustrie.



## Wer zahlt die deutschen Zölle?



Die Zollerträge des Jahres 1933.

Den größten Teil der Zollerträge zahlten die Kraftfahrer, ferner die Raucher und schließlich die Verbraucher von Kaffee, Tee, Kakao. Weit mehr als die Hälfte (61,6%) aller Zölle wird von diesen Verbrauchergruppen aufgebracht.

## 567 Bewerber auf einfachste Weise gesichtet.

Deutsche Rio-Zeitung, veröffentlicht in der „Zeitschrift für Organisation“.

Ein Seidenindustrieller suchte einen neuen Sekretär. Auf seine Anzeige erhielt er 567 Bewerbungen, die in kürzester Zeit gesichtet werden mußten. Dazu bediente er sich eines ganz einfachen Verfahrens, bei dem sogar nur ein Teil der Briefe geöffnet zu werden brauchte.

1. Ungeöffnet wurden ausgeschieden:
  - a) alle Briefe mit schlecht oder an die falsche Stelle geschriebener Anschrift,
  - b) alle, bei denen die Marke schief aufgeklebt oder verschmutzt war,
  - c) alle, bei denen ein schmutziger Umschlag verwendet worden war.
2. Nach der Öffnung wurden ausgeschieden:
  - a) alle Bewerbungen, bei denen Umschlag und Briefpapier in Farbe und Format nicht zusammenpaßten,
  - b) alle, bei denen der Wortlaut schlecht angeordnet war,
  - c) alle Schreiben, die schlecht gefaltet waren, und alle Briefe mit Tipp- oder bedenklichen Sprachfehlern.

Nach dieser Sichtung blieben nur vier Bewerber übrig, die zu einer persönlichen Rücksprache eingeladen wurden.

Der eine Bewerber hatte die Krawatte schief sitzen, der zweite war schlecht rasiert, der dritte hatte Flecken im Anzug. Nur der letzte gab zu keinem Tadel Anlass. Er wurde eingestellt.

(Die Einfachheit des Verfahrens ist so überraschend, daß sie zur Nachahmung reizen könnte. Allerdings darf man nicht übersehen, daß all die aufgeführten äußeren Umstände nicht überschätzt werden dürfen, so sehr sie auch gerade für die Auswahl eines Sekretärs von Bedeutung sind. Auch ist nicht bekannt geworden, wie sich der einzige übrigbleibende Bewerber bewährt hat. Immerhin zeigt das Beispiel, daß man unter Umständen mit sehr einfachen Mitteln eine rasche Personalauswahl erreichen kann. (Schriftleitung.)

\*

## Salomos Fischmarkt.

Von Cecia Romano in „Everyman“, London.

Soeben habe ich den vernünftigsten Fischmarkt gesehen, den ich mit vorstellen kann. Salomo hätte sich, glaube ich, kaum etwas Besseres ausdenken können. Auf diesem Markt gibt es kein Feilschen, kein In-die-Höhe-Driveben von Preisen, kein Rufen und Schreien; Abschlässe, bei denen es sich um große Beträge handelt, gehen beinahe geräuschlos und unter einem eigenartigen „Ritual“ vor sich. Dabei spielt sich der Vorgang nicht

etwa in einem der kaltblütigen Länder des Nordens ab, wo man so etwas am ehesten erwarten könnte, sondern in Spanien, wo Blut und Sonne gleichermaßen heiß sind.

Ondarroa, ein Städtchen zwischen San Sebastian und Bilbao, zählt als Folge der Güte und Menge der in den dortigen Gewässern vorkommenden Anschovis und Thunfische zu den bedeutendsten Fischereihäfen Spaniens. Im Frühjahr und Herbst summt Ondarroa vor Geschäftigkeit, und Käufer strömen nicht nur aus allen Teilen Spaniens, sondern auch aus Belgien, Holland und Frankreich herbei. In der malerischen Stadt mit ihrem von hellgrün schimmerndem Wasser erfüllten Kanal, ihrer großen Brücke, die das Entzücken aller Maler ist, und ihren sechs Stockwerke hohen balkongeschmückten Häusern befinden sich fünf oder sechs blühende Fabriken, die Anschovis einsalzen und konservieren. Die meisten Unternehmungen gehören Italienern, die durch die Anschovis-Ausfuhr nach Italien, wo diese Fische nicht so zahlreich vorkommen, beträchtliche Vermögen erworben haben.

Zuerst glaubte ich, in die Versammlung einer eigenartigen religiösen Sekte geraten zu sein. Ich hatte die auf dem Markt versammelte Menge beobachtet, wie sie geschäftig den Gang prüfte, der soeben aus einem Boot geladen und gewogen worden war. Der Platz stand voll von Körben, die mit Silberfischen gefüllt waren. In einer Ecke lag ein Haufen Thunfische, die bräunlich und ziemlich unappetitlich ausfahen. Plötzlich hörte man einen Ton wie von einer Kirchenglocke, und die Menge verließ eilig den Markt und rannte die Treppen hinauf. Ich lief mit und fand mich in einem Raume wieder, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Domkapitel hatte. Vierzig Stühle, die genau wie Chorstühle ausfahen, bildeten fast einen Kreis. An einem Ende sah man eine kleine Plattform, auf der ein Pult und ein Stuhl standen. In der Mitte des Raumes befand sich ein merkwürdiges Ding, das wie ein sehr großer almodischer Zehn-Pfennig-Automat ausfah.

In den vierzig Chorstühlen nahmen vierzig mehr oder weniger ernsthaft dreinblickende Männer Platz. Ein reizender alter Herr mit einer Basenmütze trat auf mich zu und fragte mich, ob ich Franzose sei. Als ich ihm sagte, daß er es mit einem englischen Journalisten zu tun habe, wurde er sehr aufgeschlossen und erzählte mir, daß er der italienische Besitzer einer der Anschovisfabriken sei und in England und Amerika gewesen wäre, aber nirgends etwas gesehen habe, das so bewundernswert geleitet werde wie der Fischmarkt von Ondarroa.

„Die Männer in den Stühlen sind die Käufer“, erklärte er. „Mancher von ihnen ist hierhergekommen, um für Laufende von Peseten zu kaufen, aber Sie werden kaum einen Ton hören außer der Stimme des Präsidenten, der die Fische zum Kauf anbietet. Wie Sie sehen, ist jeder Stuhl numeriert, und es befindet sich auf der rechten Armlehne eine Klinker wie ein Türgriff. Wenn der Verkauf beginnt, müssen Sie die Maschine in der Mitte des Raumes beobachten, und wenn Sie's nicht verstehen, werde ich es Ihnen nachher erklären.“

Der Präsident der Fischereigenossenschaft bestieg die kleine Plattform und setzte sich neben das Pult nieder. Ein anderer Mann, augenscheinlich ein Angestellter, stellte sich neben den merkwürdigen Zehn-Pfennig-Automaten. Dann rief der Präsident aus: „Erster Verkauf: 1500 Kilo Anschovis zu 2 Pesetas 10 Centimos.“ Niemand rührte sich.

„Zu 2 Pesetas das Kilo“, sang der Präsident. Immer noch Stille. „Zu 1,95 das Kilo“, sang er wieder aus. Diesmal hörte ich einen Laut — der sich mehrere Male wiederholte — gleich dem Rollen einer Billardkugel über einen Tisch.

Der Angestellte am Automaten bückte sich und zog einen Griff nach oben; eine kleine Holz kugel rollte in den Messingbehälter unter dem Apparat.

„Nummer 19“, saate er und hielt die Nummer dem Präsidenten entgegen, der sich eine Notiz machte. Wieder hob der Angestellte den Griff auf: „Nummer 36“, rief er aus, und nochmals: „25“, „8“ und so fort, bis keine Holz kugel mehr in den Behälter rollte.

„Zwanzighundert Kilo zu 1,95 der Nummer 19 zugesprochen“, verkündete der Präsident und blickte den Käufer in dem mit Nr. 19 bezeichneten Stuhl fragend an.

„Ich nehme alles“, sagte der fragliche dicke Mann, und auf den Gesichtern von Nr. 36, 25 und 8 malte sich Enttäuschung, aber keiner unterbrach die Stille.

„Zweiter Verkauf“, rief der Präsident aus. Diesmal wurde der erste angebotene Preis sofort angenommen, aber der erste Käufer nahm nur die Hälfte der Ware; die andere Hälfte wurde dem Besitzer der Kugel angeboten, die als zweite in den Behälter gerollt war. Er kaufte 500 Kilo, und die restlichen 250 Kilo wurden dann dem Besitzer der dritten Kugel angeboten.

Der ganze Verkauf dauerte etwa 25 Minuten, während welcher Zeit viele Laufende von Peseten ihre Besitzer wechselten. Große Loren standen unten auf der Straße bereit, um die Fische schleunigst nach Bilbao, San Sebastian und anderen Orten zu befördern.

Das „Domkapitel“ leerte sich; nur der Präsident und sein Angestellter blieben zurück, um Konten in Ordnung zu bringen, und mein italienischer Freund lud mich ein, mich in einen der Chorstühle zu setzen. Er glühte vor Stolz und fragte mich, ob ich je etwas Vollkommeneres, Geredhteres gesehen hätte, etwas, was so ganz ohne Betrug, ohne Auseinandersetzungen, ohne Streit und mit herabgesetzten statt erhöhten Preisen vor sich ginge;



wenn man einen Kauf versäume, so sei das nur der eigenen Langsamkeit zu zuschreiben. Ich versicherte ihm, daß ich gewiß seiner Ansicht beipflichten würde, wenn ich nur wüßte, wie das Ganze vor sich ginge.

„Berühren Sie die Klinke auf der rechten Armlehne, und Sie werden dann gleich verstehen“, sagte er. „Sie brauchen sie nur sehr leicht zu berühren, fast unmerklich.“ Ich tat es und hörte wiederum das Geräusch einer rollenden Billardkugel, das mir vorher schon aufgefallen war.

„Jetzt gehen Sie einmal zu dem Apparat und heben Sie den Griff hoch!“ Ich tat es, und eine Kugel mit der Nummer 3, der Nummer meines Stuhls, fiel in den Behälter.

Das alles ist erstaunlich geschickt und wurde vor etwa hundert Jahren von den Fischern Ondarroas ausgedacht.

Jeder Stuhl ist mit derjenigen kleinen Holzkugel in dem Apparat verbunden, welche die gleiche Nummer trägt. Sobald die Klinke auf der Armlehne berührt wird, wird die Kugel ausgelöst und rollt eine Röhre hinunter, an deren Ende sie festgehalten wird, bis der Handgriff emporgehoben wird, worauf sie in den Behälter fällt. Zwei Kugeln können nie zu gleicher Zeit in den Behälter rollen. Der Hebel muß für jede Kugel besonders hochgehoben werden. Auf diese Weise wird jedes Durcheinander, jede Auseinanderfegung darüber, welche Kugel zuerst da war, vermieden. Vom Standpunkt des Käufers gesehen, beruht die ganze Sache auf schnellem Entschließen und Handeln des einzelnen. Er mag instand sein, Millionen zu bieten, aber sie nützen ihm nicht das geringste, wenn er nicht als erster die Klinke berührt.

Der Besitzer der ersten Kugel hat das Anrecht auf den ganzen Posten ausgebotener Fische. Er kann ihn ganz oder teilweise abnehmen. Was er zurückweist, gehört dem Besitzer der zweiten Kugel, und sollte dieser nicht das Ganze wünschen, so kommt der Besitzer der dritten Kugel an die Reihe. Und so fort. Das Ganze ist sehr einfach; es ist die Einfachheit wahrer Weisheit.

Ich verließ den Ort mit dem Wunsch, daß doch, wenn nicht in dieser Welt, dann in einer anderen dieselbe Einfachheit und dasselbe Verfahren in der Regelung von internationalen Angelegenheiten angewendet werden möge — wie, weiß ich allerdings selbst nicht.

\*

## Die erledigte „Rüchentrunkheit“.

Aus „Wissen und Fortschritt“.

Auf der Hauptversammlung des Vereins sächsisch-thüringischer Gas- und Wasserfachmänner unterrichtete Professor Dr. K. Süpfle, Direktor des Hygienischen Instituts der Technischen Hochschule Dresden, über Versuche an Tieren, die zu dem sicheren Ergebnis führten, daß die normale Benutzung von Gasgeräten keinesfalls zu chronischen Kohlenoxydvergiftungen führen kann. Wir entnehmen seinen ebenso interessanten, wie bedeutsamen Ausführungen das Folgende:

Wie bei jedem Verbrennungsvorgang, kann auch bei Verbrennung von Leuchtgas Kohlenoxyd entstehen. Ebenso gelangt beim Ausströmen unverbrannten Leuchtgas Kohlenoxyd in die Raumluft. Daraus leitete man nun vielfach die Behauptung her, für Personen, die täglich zeitweise Luft mit geringem Kohlenoxydgehalt (etwa 0,01 Vol.-% und noch weniger) einatmen, bestünde die Gefahr einer chronischen Vergiftung. Diese stellte man sogar als „Berufskrankheit“ der Hausfrauen und Hausangestellten hin, indem man von einer sogenannten „Rüchentrunkheit“ sprach. Als ihre Merkmale wurden die der Neurasthenie angegeben: blaßes Aussehen, Abnahme der Zahl und des Hämoglobingehaltes der roten Blutkörperchen, leichte Ermüdung, Schlaflosigkeit usw.

Um die Berechtigung solcher Hypothesen nachzuprüfen, hat Professor Dr. Süpfle mit seinen Mitarbeitern P. Hofmann und J. May umfangreiche Tierversuche angestellt. Hunde wurden täglich (außer Sonntags) 6 Stunden lang in Glaskäfigen gehalten, wo sie frische Luft mit einem Gehalt von 0,003 bis 0,01 Vol.-% Kohlenoxyd einatmeten. Sauerstoffmangel oder Anhäufung von Kohlenensäure waren ausgeschlossen. Nach monatelanger Fortsetzung dieser Versuche war auch nicht die geringste Veränderung im Befinden der Tiere festzustellen. Sie zeigten tadellose körperliche Verfassung, glänzendes Fell, normales Wachstum und Gewichtszunahme. Die roten Blutkörperchen hatten an Zahl und Hämoglobingehalt sogar zugenommen, ein Beweis dafür, daß der Organismus für das entstandene Kohlenoxyd-Hämoglobin Ersatz geschaffen hatte. Nur die Hunde, welchen man 0,02 bis 0,05 Vol.-% Kohlenoxyd zugeführt

## Die deutsche Produktionsgüterindustrie



Zahl der Beschäftigten und Betriebsgröße in der Produktionsindustrie.

Das Bild zeigt die Ergebnisse der Betriebszählung vom 15. Juni 1933 für diejenigen Industriezweige, die zur Gewinnung von Kraft- und Grundstoffen sowie zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen, Maschinen, Werkzeugen usw. tätig sind. Die Zahlen geben die Anzahl der Beschäftigten im Juni 1933 wieder, sie ist seither infolge der Wirtschaftsbelebung gerade bei den Produktionsgüterindustrien besonders stark angestiegen. Man erkennt aber die überwiegende Bedeutung der Schwerindustrie, des Baugewerbes, der Maschinen- und Fahrzeugindustrie sowie des Bergbaues. Die größte Zahl von Beschäftigten in den einzelnen Betrieben wird im Kohlenbergbau gezählt, dann in der Eisen- und Metallgewinnung sowie in der Maschinen-, Fahrzeug- und Elektroindustrie. Im Baugewerbe herrscht vielfach noch der Handwerksbetrieb vor, desgleichen auch im Druckgewerbe.

hatte — also weit mehr, als man an Stellen starken Gasgebrauches, starken Autoverkehrs usw. fand —, zeigten ein unruhiges, reizbares Wesen, offenbar eine Folge des teilweisen Sauerstoffmangels.

Es ergibt sich daraus klar, daß eine chronische Vergiftung nicht eingetreten war. Es bestehen zwei Möglichkeiten: Ist der Kohlenoxydgehalt so gering, daß akute Störungen nicht auftreten, so antwortet der Körper lediglich mit einem Ausgleich der Blutkörperchenleistung, der aber äußerlich nicht hervortritt; ist andererseits der Kohlenoxydgehalt ungewöhnlich groß, so stellen sich leichte akute Symptome ein, die sich jedoch unter keinen Umständen als chronische Krankheit ansprechen lassen oder zu chronischer Erkrankung führen.

Professor Dr. Süpfle schloß seine grundlegenden Darlegungen mit der Feststellung, daß die Behauptung unhaltbar sei, bei jeder Benutzung zum Beispiel eines Gaskochers seien trotz dichter Gasleitung schon durch unvermeidliches Gasausströmen in der kleinen Pause zwischen dem Aufdrehen des Hahnes und der Entflammung des Gases Kohlenoxyd-Konzentrationen zu befürchten, die bei häufiger Einatmung zu Schädigungen führen.

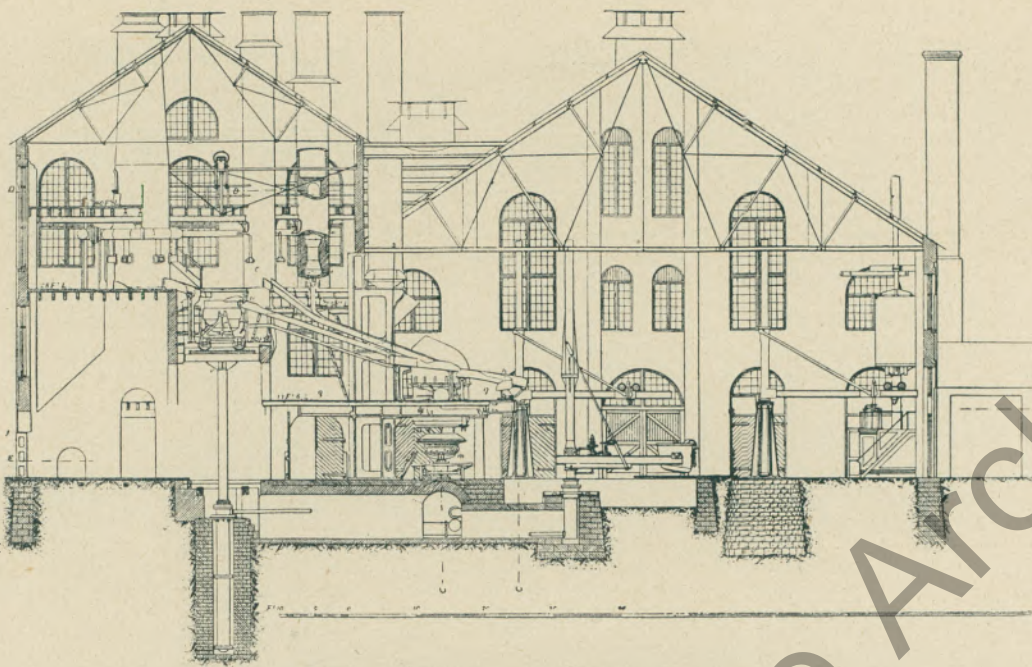
Ein Kohlenoxydgehalt bis zu 0,01 Vol.-%, also in einer im täglichen Leben nicht überschrittenen Größenordnung, hat, wie einwandfrei nachgewiesen wurde, bei täglich sechsstündiger Einatmung — Bedingungen, wie sie so ungünstig beim Menschen unter normalen Umständen nie zu treffen — trotz monatelanger Versuchsdauer keinerlei schädliche Wirkungen auf Tiere ausgeübt, so daß damit den Vermutungen über eine „Rüchentrunkheit der Hausfrau“ jeder Boden entzogen sein dürfte.

Seit zweieinhalb Jahrtausenden sind mit ganz wenigen Ausnahmen nahezu sämtliche Revolutionen gescheitert, weil ihre Führer nicht erkannt haben, daß das Wesentliche der Revolution nicht die Machtübernahme, sondern die Erziehung der Menschen ist.

Aus einer Rede des Führers in Reichenhall am 3. Juli 1933.



Amerikanisches  
Bessemer-  
stahlwerk um  
1875.  
Aus: Engineering  
1877.



## Technische

19. 1. 1736 wurde in Greenock am Clyde James Watt geboren. Als Feinmechaniker lernte er Ende der fünfziger Jahre die Dampfmaschine kennen, die ihn in ihren Bann zwang und ihn zeitlebens nicht mehr losließ. Durch die Erfindung des Kondensators schuf er aus der Newcomenschen Feuermaschine die Kraftmaschine der Neuzeit. Da ihm die Mittel zur Durchführung seiner Pläne fehlten, mußte seine Vereinigung mit Matthew Boulton als ein großes Glück angesehen werden, denn auch Boulton erkannte sofort die ungeheure Bedeutung der Wattschen Erfindung. Viele Jahre aber warf die von ihnen in Birmingham erbaute erste Dampfmaschinenfabrik der Welt keinen Pfennig Gewinn ab, im Gegenteil: sie verschlang nach und nach die für die damalige Zeit große Summe von 800 000 Mark. Aus der Wasserhaltungsmaschine mit Dampftrieb wurde die Antriebsmaschine entwickelt, und in den achtziger Jahren des vorvorigen Jahrhunderts sehen wir die erste Verwendung der Dampfmaschine als Fördermaschine und als Antrieb für einen Eisenhammer sowie für eine Olmühle. Erst im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts kam der finanzielle Erfolg, und als im Jahre 1800 Watts Patent abließ, zog er sich vom Geschäft zurück und setzte seinen Sohn als Nachfolger ein, der mit Boulton die Fabrik weiterführte. Bei nahe zwanzig Jahre war es Watt vergönnt, sich noch in Ruhe seinen technischen Studien hinzugeben. In richtiger Erkenntnis der Bedeutung Watts wurde seine Leiche unter den größten Männern Englands in der Westminsterabtei beigesetzt.

29. 1. 1882 starb in Newport Alexander Lynam Hollen. Zunächst als Ingenieur im Maschinenbau tätig, widmete er sich in den fünfziger Jahren dem technischen Schrifttum und schrieb eine Reihe beachtenswerter und bedeutsamer Aufsätze sowie ein Buch über das Eisenbahnwesen. Der Ausbruch des Bürgerkrieges veranlaßte ihn, sich mit dem



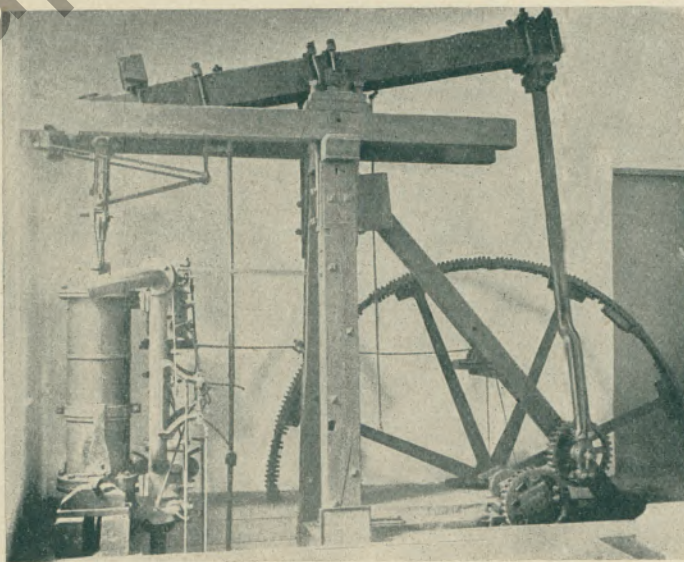
Der Zirkelschmied.

Aus: Jost Amman „Stände und Handwerker“, 1568.

## Gedenktage.

Geschäftsbau zu befragen, und als Niederschlag dieser Studien schrieb er im Jahre 1864 eine Arbeit über europäisches Kriegswesen, die lange Zeit als maßgebende Veröffentlichung auf diesem Gebiete angesehen wurde. Hollens Name ist aber für alle Zeit verbunden mit der Einführung des Bessemer-Verfahrens in Amerika. Er erkannte sofort die ungeheure Bedeutung, die dieses Verfahren für die Stahlerzeugung besaß, und gründete Anfang der sechziger Jahre einen Konzern zum Bau von Bessemer-Anlagen. 1865 kam in Troy das erste Bessemer-Stahlwerk Amerikas in Betrieb, dem bald andere folgten. Er dehnte seine Tätigkeit auch auf vollständige Hüttenanlagen aus, immer darauf bedacht, die neuesten Fortschritte und Erkenntnisse auf metallurgischem Gebiet der Industrie nutzbar zu machen. So erwarb sich Hollen viele Verdienste um die Einführung des Siemens-Martin- und Thomas-Verfahrens in Amerika. Neben dieser umfassenden technischen Tätigkeit betrieb Hollen seine technische Schriftstellerei weiter und hielt auch auf Tagungen der großen Ingenieurgesellschaften zahlreiche Vorträge. Er besaß ein ungeheures Wissen, gepaart mit großem Arbeitsseifer. Infolge Überarbeitung starb er nach einem inhaltsreichen Leben im Alter von noch nicht fünfzig Jahren.

31. 1. 1670 starb zu Nürnberg der Zirkelschmied Hanns Hautsch. Ihm wird nachgerühmt, einen Wagen angefertigt zu haben, der durch die Umdrehungen zweier an den Armlehnen angebrachter Kurbeln in Bewegung gesetzt wurde, und der es ermöglichte, sich im Zimmer und auf der Straße frei bewegen zu können, „zu großer Unnehmlichkeit der Podagriften“. Hautsch lieferte einen solchen Wagen im Jahre 1650 an den nachmaligen König Karl Gustav von Schweden. Weiter hat Hautsch eine Feuerspritze erfunden, die es ermöglichte, den Wasserstrahl hundert Fuß hoch zu treiben. Und endlich hat er das Modell eines Hauses gebaut mit der Darstellung von zweiundsiebzig Handwerken, die durch Federn und Zugwerk in Bewegung gesetzt wurden.

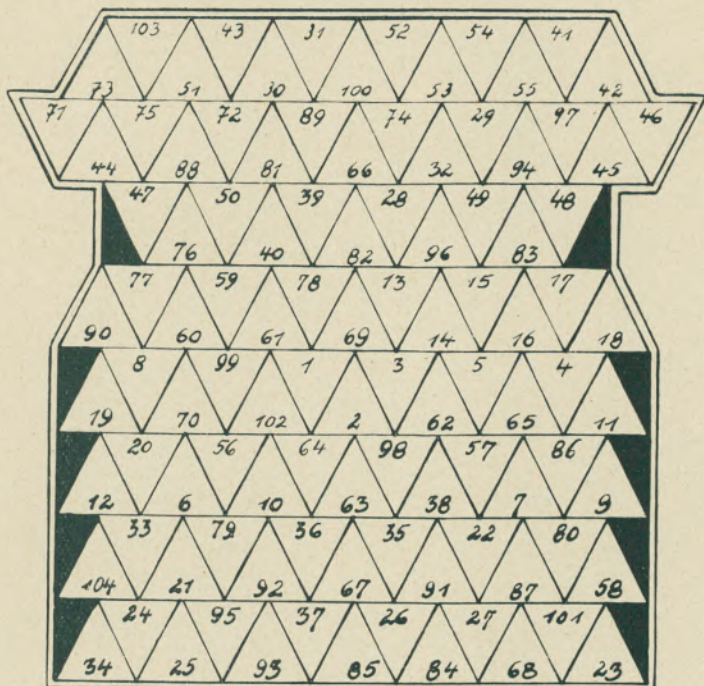


Schieberdampfmaschine von James Watt.  
(Science Museum Kensington.)

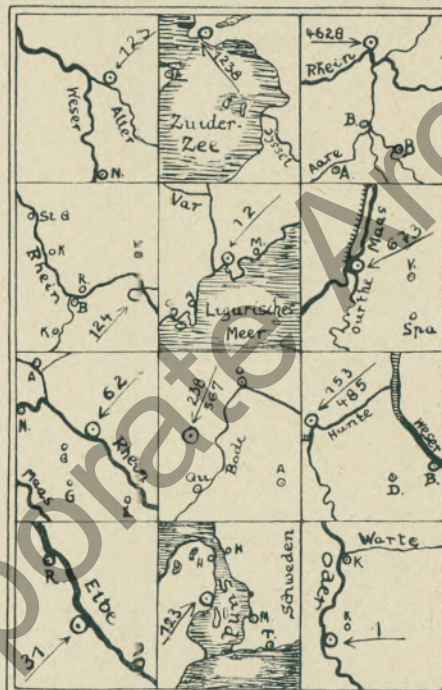


# Der Nussknocker

Stworträtsel.



Geographisches Formenrätsel.



S. B.

a - b - b - b - b - b - c - d - d - d - d - d - d - d - e - e - e - e - e - e - e - e - e - e - e - e - f - g - g - g - g - h - h - h - h - i - i - i - i - i - i - i - i - i - i - i - i - l - l - l - l - l - l - n - n - n - n - n - n - n - n - n - n - n - n - n - o - o - o - o - r - r - r - r - r - r - s - s - s - s - s - s - s - t - t - t - t - t - t - u - u - u - u - u - u - v - v - w - w - z.

Aus obigen Buchstaben sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Die Buchstaben entsprechen je einer Ziffer und sind in die betreffenden Nummerfelder der Figur einzutragen. Nach richtiger Lösung ergeben die waagerechten Buchstabenreihen, hintereinander gelesen, einen Spruch. Der Spruch sowie die zu erratenden Wörter enthalten die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl. Die Wörter bedeuten:

- 1 2 3 4 Zahl, 5 6 7 8 9 Verletzung, 10 11 12 13 14 15 kirchliches Fest, 16 17 18 19 20 21 Zeitabschnitt, 22 23 24 25 26 Hunnenkönig, 27 28 29 30 31 32 Getreideart, 33 34 35 36 37 38 Sternbild, 39 40 41 42 43 Lehrbuch, 44 45 46 47 Vereinigung, 48 49 50 Gewässer, 51 52 53 54 55 Beleuchtung, Helligkeit, 56 57 58 59 zahlreich, 60 61 62 63 Stadt in England, 64 65 66 Teil des Auges, 67 68 69 Bindewort, 70 71 72 musikalischer Ton, 73 74 75 76 biblische Männergestalt, 77 78 79 Nebenfluß der Donau, 80 81 82 83 Stadt in der Schweiz, 84 85 86 nicht geräumig, 87 88 89 japanische Münze, 90 91 92 93 94 Schreibflüssigkeit, 95 96 97 Fürwort, 98 99 100 101 Musikinstrument, 102 103 104 nordisches Wild.

Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen zu suchen sind. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben dieser Namen, die, in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, ein Sprichwort ergeben sollen.

## Widersprüche.

Mich braucht der Riese Goliath,  
Der König Salomo.  
Wenn rich auch jeder Ochse hat,  
Komm ich doch mit „Hallo“.  
Die Ri-sen brauchten nimmer mich,  
Bei Juda war ich nie,  
Das Vch meid ich unweigerlich,  
Im Läm ich nie gedieh.  
Aus Apotheken, Drogerien  
Und auch aus deinem Kopf  
Kannst du mich immerfort beziehen,  
Doch auch von jedem Tropf.  
Im Heltrank nicht und nicht im Gift,  
In deinem Haupt auch nicht  
Bin ich Und nie man mich wohl trifft  
Bei einem dummen Wicht.

\*

## Köffelsprung/Königszug.

be		ge-	setz		gan-
dem	grund-	der	lie-	gen	und ent-ver-
ist	tur	gen	an	er-geht	sie er
um	und lan-	na-	will	sich	stolz mit
lie-	wird lie-			ge-	ge-wer
le-	ben		dir be		schnö-dem
nur	be				denn ben

## Lösung aus dem Dezemberheft.

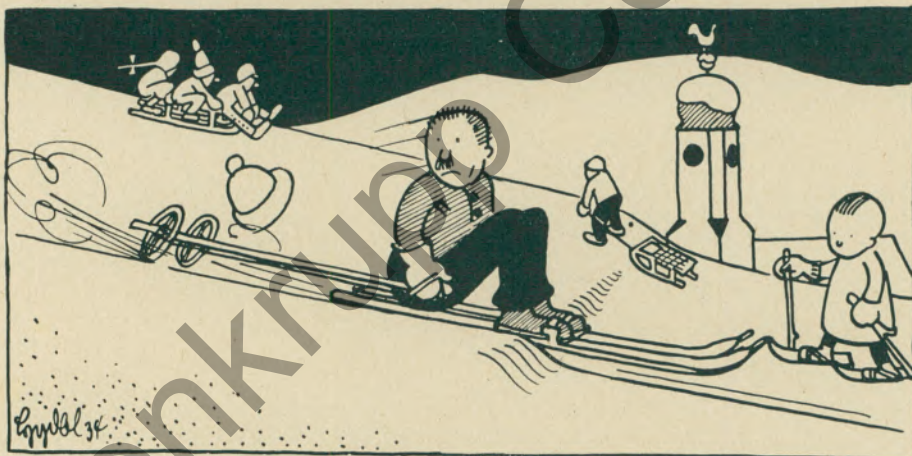
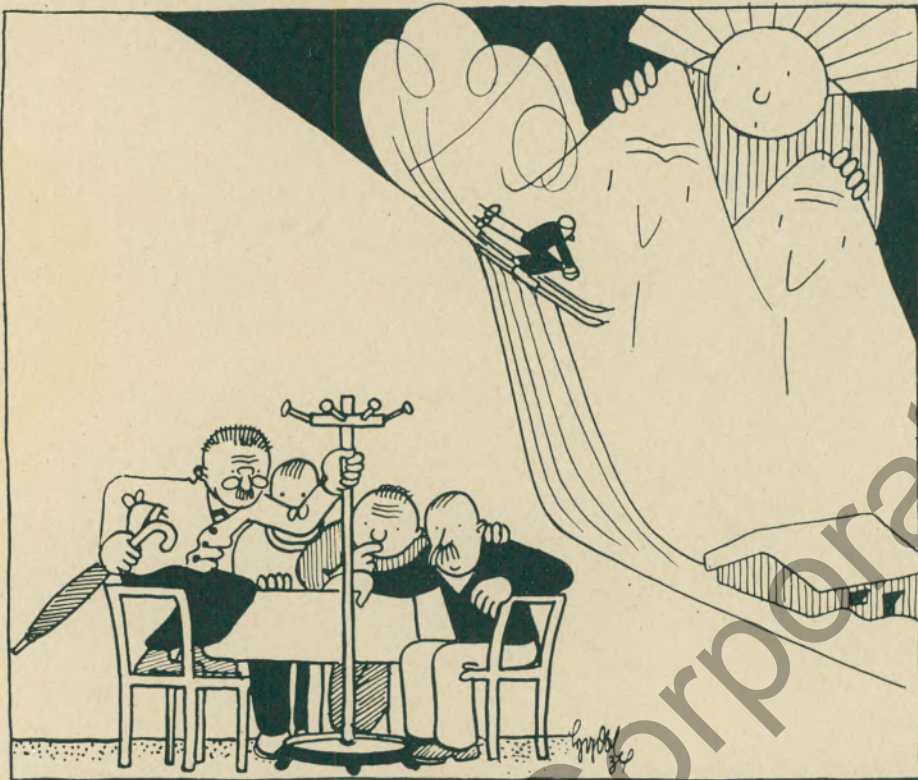
### Kreuzworträtsel.

- Waagerecht: 1. Herdel, 6. Kleie, 7. La, 8. Uhr, 9. Uri, 10. Met, 11. ha, 12. Ems, 14. Ibro, 16. Jm, 17. Lee, 19. Egel, 21. Er, 22. Ar, 25. Agnes, 28. Kiese, 30. Co, 31. As, 32. Ries.  
Senkrecht: 1. Hermann, 2. Ei, 3. Neuter, 4. Elias, 5. Ra, 6. Kai, 13. Mode, 15. Ente, 16. Jdee, 18. Egan, 20. Gras, 23. Reger, 24. Bias, 26. Ger, 27. SOS, 29. Es.



# Die Botanisierrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat  
eingefangenen Spottvögel



Der Stammtischheld  
oder: Dichtung und Wahrheit.

Zeichnung von H. Jugendbül.

„Du, Papa, was ist denn eigentlich ein Telemark?“  
„Telemark ... Telemark ... ach ja, das ist irgend so'n alter Griechen-  
fürst.“

„Nein, wie so?“  
„Du hast ja die ganze Schulter voll Sägespäne!“

(Illustrierter Beobachter.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck:  
A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. N. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post  
oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den  
Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. —  
Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugs-  
preisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich  
(12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit  
nicht vergiffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung  
und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

„Aber, Papa, hier steht doch: der Telemark  
wird in den Hüften gedreht.“

„Ja, ja, die haben früher manchmal tolle  
Dinger mit ihren Fürsten gemacht.“  
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

\*

Dilemma.

„Kommen Sie denn jetzt mit dem Monats-  
gehalt Ihres Mannes aus?“

„Mit dem Geld schon, aber nicht mit dem  
Monat, es bleiben mir zum Schluß immer noch  
ein paar Tage übrig.“  
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

\*

Der verantwortliche Redakteur.

„Ich muß mich über meine Frau beschweren!“

„Was geht mich Ihre Frau an?“

„Erlauben Sie mal, die habe ich durch die  
hiesige Zeitung kennengelernt, und Sie sind für  
den Inhalt verantwortlich!“

(Illustrierter Beobachter.)

\*

Arzt: „Essen Sie recht viel Gemüse!“

Patient: „Mag ich ganz und gar nicht. Aber

kann ich es vielleicht auf meine Art essen?“

Arzt: „Natürlich, welches ist denn Ihre

Art?“

Patient: „Ich lasse das Gemüse erst von  
einem Ochsen essen und esse dann den Ochsen!“  
(Koralle.)

\*

„So, Heiratsvermittler ist Ihr Mann.  
Frau Peper? Da hat er ja einen ähnlichen  
Beruf wie mein Mann!“

„Wieso? Was ist denn Ihr Mann?“

„Weichensteller!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

\*

„Deiner Frau steht heute merkwürdigerweise  
der Mund mal still. Wie kommt das denn?“

„Wegen Renovierung geschlossen!“

(Die Woche.)

\*

Peinliche Frage.

„Hast du ein Loch im Kopfe?“



# Weit über den Leserkreis hinaus . . .

## Der Leserkreis:

Hermann Stegemann, Luzern:

„Ihrer ausgezeichneten Monatschrift ‚Das Werk‘ möchte man größte Verbreitung wünschen.“

Betriebsdirektor W. St., Koblenz:

„Wegen seines vorzüglichen Inhaltes aus allen Gebieten wahrhaft deutscher Kultur wird die Zeitschrift nicht nur vom Techniker, sondern auch von den Mitgliedern der Familie freudig erwartet und gern gelesen.“

Direktor Dr. W. R., Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Berlin:

„... Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen ein sehr lebhaftes Kompliment über diese wirklich sehr gelungene und hervorragend ausgestattete, hochinteressante Zeitschrift zu machen... Ich muß Ihnen ganz offen gestehen, daß ich seit längerer Zeit etwas derartig Schönes und Interessantes nicht mehr gesehen habe.“

## Über den Leserkreis hinaus:

Ulmer Tageblatt:

„... eine Kulturzeitschrift im besten Sinne...“

Neuer Görlicher Anzeiger:

„Diese wunderschöne Zeitschrift... gehört zu den kulturell wertvollsten Erscheinungen... Man staunt immer wieder aufs neue, wieviel Schönes jedes Heft enthält und wie vielseitig der Inhalt ist.“

Zwickauer Neueste Nachrichten:

„Für Bildung, Befinnung und Kultur eine der besten deutschen Zeitschriften, reich und vornehm bebildert, vielseitig und wertvoll.“

Münchener Zeitung:

„Die Vereinigten Stahlwerke in Düsseldorf gestalten ihre Monatschrift ‚Das Werk‘ in anerkennenswerter Weise immer mehr zu einer Kunstzeitschrift aus und verschaffen dadurch ihren Beamten und Arbeitern die Möglichkeit, jenseits des grauen Arbeitstages mit einer scheinbar fremden Welt in Berührung zu kommen.“

Westfälische Landeszeitung, Rote Erde, Dortmund:

„Das Werk‘ hat nach wie vor ein bestechendes kulturelles Niveau.“

Schleswiger Nachrichten:

„Das Werk‘ entwickelt sich immer mehr zu einer der besten deutschen Kulturwartten.“

Münchener Zeitung:

„Das Werk‘ beweist, wie ausgezeichnet sich künstlerische Form, Heimatgefühl und die Technik des Großbetriebes vereinigen und als geschlossene künstlerische Einheit darstellen lassen.“

Völkischer Beobachter, München:

„In der Vielzahl der Werkzeitschriften nimmt die Monatschrift ‚Das Werk‘ zweifellos eine hervorragende Stellung ein. Gestaltung und Ausführung, Beitragswahl und vor allem eine vorzügliche Bildwiedergabe lassen diese Zeitschrift jedem, der für Literatur und Kunst, Industrie und Wirtschaft, Politik und persönliches Erleben Verständnis und Sinn hat, wertvoll erscheinen.“

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin:

„Der Inhalt umfaßt so ziemlich das gesamte schaffende Leben der Gegenwart und bringt für jedermann eine Fülle gediegenen, belehrenden und doch unterhaltenden Stoff...“

Schleswiger Nachrichten:

„Schon oft nahmen wir Gelegenheit, auf diese vorbildliche Monatschrift hinzuweisen, die vielleicht einzig in ihrer Art in Deutschland dasteht... Es ist immer ein Genuß und eine Freude, die reichbebilderten ‚Werk‘-Hefte zu lesen.“

Deutsche Zeitung, Berlin:

„Aus dieser Schrift sprechen in Wort und Bild hohe kulturelle Werte. Beste Beiträge aus allen Lebensgebieten, aus Wirtschaft, Technik, Geschichte, Kultur, Kunst und Unterhaltung schmücken das Heft... Herrliche, phototechnisch vorbildliche Aufnahmen illustrieren jeden Beitrag, zieren das Heft und machen es zu einem Kunstalmanach der Zeit.“

wird unser Bestreben, „Das Werk“ immer mehr zu einer die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart erfassenden Rundschau auszubauen, von allen Seiten anerkannt.

Neben der vielfach ein Jahrzehnt überdauernden Treue des größten Teiles unserer Leserschaft ist erste Voraussetzung für den von uns angestrebten weiteren Ausbau die Gewinnung neuer „Werk“-Freunde.

Wer „Das Werk“ noch nicht kennt, wird für einen Hinweis dankbar sein, daß er bei den Verteilungsstellen, durch Bestellung beim Verlag oder durch jede deutsche Buchhandlung im In- und Ausland kostenlos und unverbindlich ein Probeheft erhalten kann, um sich selbst ein Urteil über „Das Werk“ zu bilden.

Werben Sie im Bekanntenkreise für „Das Werk“! Die Erhöhung der Auflage kommt dem Leserkreise zugute, denn jede Erhöhung bedeutet Verbesserung des Inhaltes und der Ausstattung.

## Über 500 Werbepremien:

5 handschriftlich signierte Originalradierungen,  
10 fotomillierte Handzeichnungen und Kupferstiche alter und neuer Meister aus der Reichsdruckerei,  
20 Bücher (Romane, Novellen, Reisebeschreibungen usw.),  
25 Halbjahresfreibezüge der Zeitschrift „Das Werk“ (Juli/Dez. 1935),  
50 Vierteljahresfreibezüge der Zeitschrift „Das Werk“ (Okt./Dez. 1935),  
150 Einbanddecken und Sammelmappen,  
250 Sonderdrucke der im Septemberheft veröffentlichten Totenmaske des verstorbenen Reichspräsidenten warten in diesem Jahre darauf, verteilt zu werden.

### Die Anwärter?

Jeder „Werk“-Leser, der bis spätestens zum 15. Februar 1935 mindestens einen Neubezieher für das Jahr 1935 gewonnen hat.

Die Verteilung der Werbepremien erfolgt ihrem Werte entsprechend nach der Zahl der neugeworbenen Bezieher.

Zwei wertvolle gerahmte Originalradierungen werden außerdem unter alle Prämienanwärter ohne Rücksicht auf die Zahl der erworbenen Bezieher verlost.